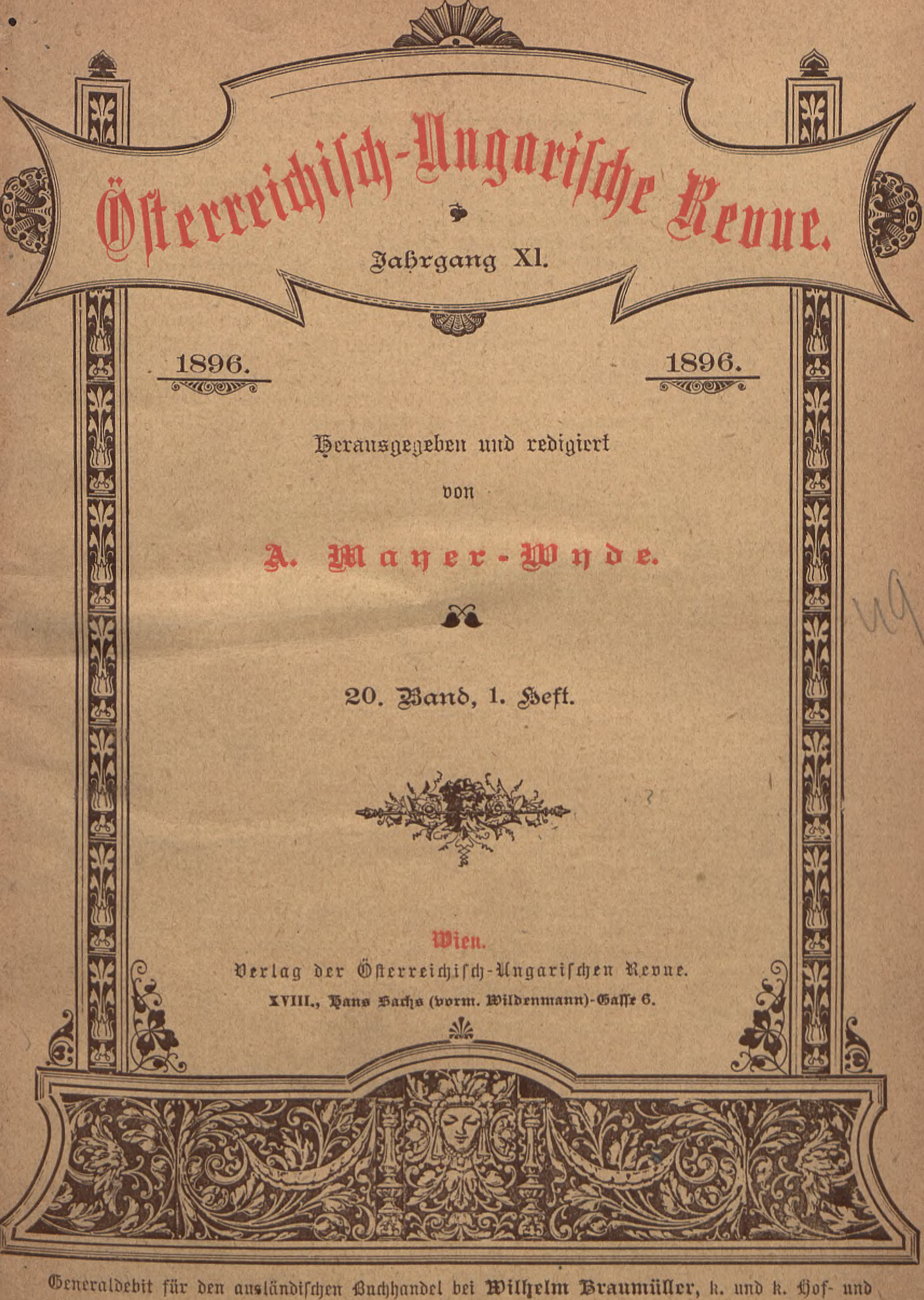


Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XI.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

20. Band, 1. Heft.

Wien.

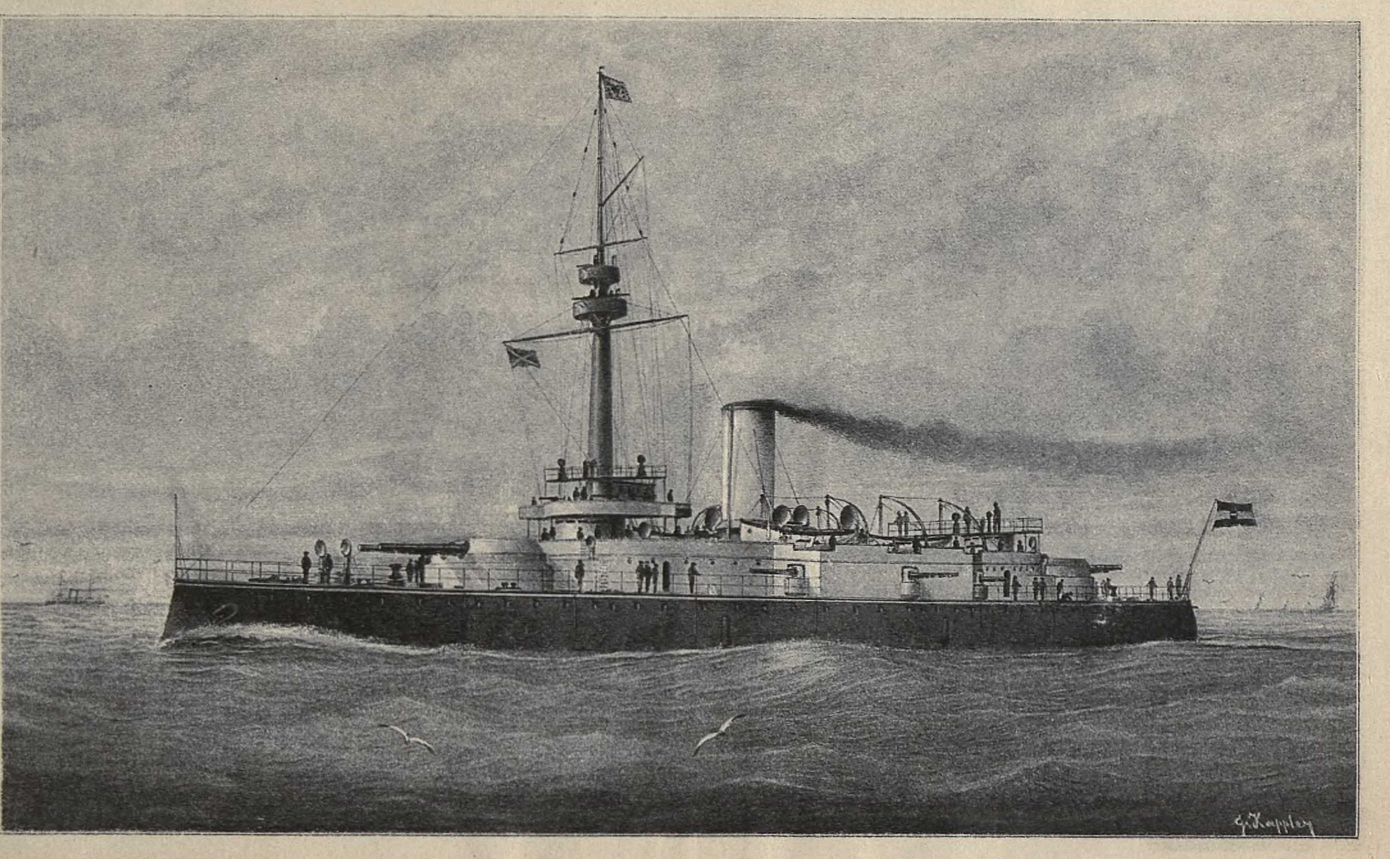
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

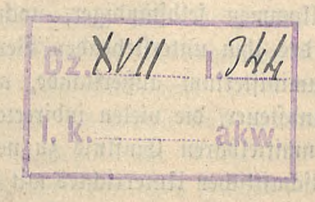
Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 19. Bande werden dem nächsten Hefte beigegeben.



Zu Seite 58.

2





Die Thätigkeit des österreichischen Ackerbauministeriums 1887 bis 1893.

Von **Gustav Voß**.

Wien.

Das österreichische Ackerbauministerium hat einen Bericht über seine siebenjährige Thätigkeit vom 1. Januar 1887 bis Ende 1893 veröffentlicht, welcher sich unmittelbar an den zuletzt erschienenen, bis Ende 1886 reichenden anschließt. Der stattliche, beinahe 800 Seiten umfassende Band enthält reichliches statistisches Material, aber auch eine Fülle von Mittheilungen über wirtschaftliche Maßnahmen, wirtschaftliche Thaten. Gerade der letztere Umstand läßt es wünschenswert erscheinen, dass die Kenntnis dieses Thätigkeitsberichtes sich nicht auf bloße Fachkreise beschränke, sondern sein hauptsächlichster Inhalt auch einem größeren Leserkreise nicht unbekannt bleibe. Denn allzu häufig und selbst, wo man es am wenigsten vermuthen würde, gewahren wir gegenwärtig einen seltsamen Widerspruch.

Der Volkswirtschaftslehre, diesem Lieblings- und leider auch Schmerzenskinde unserer Zeit, wird wohl in ausgedehnten Volksschichten ein reges Interesse entgegengebracht; jedoch man ist überschwenglich in volkswirtschaftlicher Hinsicht. Man bemüht sich allseits, die sociale Zukunft vorauszuschauen, aber unterschätzt dabei die tägliche Arbeit der Gegenwart. So kommt es, dass die einseitigste volkswirtschaftliche Theorie allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen im Stande ist, eine nützliche wirtschaftliche That hingegen wie etwas Selbstverständliches still-

schweigend hingenommen wird. Wir müssen gestehen, eine gewisse Genugthuung darüber zu empfinden, dass die Besprechung der Thätigkeit unserer jüngsten und eminent wirtschaftlichen Centralstelle eine willkommene Gelegenheit bietet, den wirtschaftlichen Bestrebungen und Zielen der unmittelbaren Gegenwart ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, wenn auch hierbei eine völlig abschließende Darstellung nicht zulässig erscheint. Denn der Wirkungskreis eines Ministeriums ist weder ein vollkommen selbständiger, noch umfasst derselbe unbedingt alle Zweige des ihm unterstehenden Verwaltungsgebietes. So ist das k. k. Ackerbauministerium außerstande, auf die Zoll- und Handelsverträge, die Grundsteuer, die vielen indirecten Steuern, die Fragen der Valuta einen unmittelbaren Einfluss zu nehmen; es theilt die Agenden des landwirtschaftlichen Unterrichtes mit dem k. k. Unterrichtsministerium, jene des Veterinärwesens mit dem k. k. Ministerium des Innern. Auch die Eintheilung des Ackerbauministeriums in neun Departements bietet einer freieren Disposition hinsichtlich des Stoffes manche Schwierigkeiten. In das erste Departement gehören die landwirtschaftlichen Ausstellungen und das Meliorationswesen, ferner der Pflanzenbau, die Vorkehrungen gegen Culturschädlinge, dann die Maßnahmen zur Förderung der Viehzucht. Dem zweiten Departement obliegt der gesammte landwirtschaftliche Unterricht, das sehr ausgedehnte landwirtschaftliche Versuchswesen sowie die gesammte landwirtschaftliche Statistik, auf welche des näheren einzugehen wir uns jedoch mit Rücksicht auf den uns zur Verfügung gestellten Raum versagen müssen. Das dritte Departement stellt die Anträge zu den Entscheidungen über Recurse in Angelegenheiten der Landescultur, und hat dasselbe alle hierauf bezüglichen Verhandlungen vor dem Verwaltungsgerichtshofe und vor dem Reichsgerichte zu führen. Dem vierten Departement sind die Angelegenheiten der Zusammenlegung, Zerstückelung und Entlastung des Grundbesitzes zugewiesen. Es gehören ferner in den Wirkungskreis dieses Departements der Schutz des Feldgutes und der Bodencultur, die legislativen und administrativen Maßregeln zur Hebung der Rindviehzucht, der Forstcultur und der Fischerei, dann das Jagdwesen und das Wasserrecht, endlich die gesammten Wildbachverbauungsarbeiten. Dem fünften Departement sind alle auf die Pferdezucht bezüglichen Agenden zugetheilt, dem sechsten und neunten Departement das Bergwesen, dem ersteren vom Standpunkte der Bergpolizei, dem letzteren behufs Verwaltung der Berg- und Hüttenwerke des Staates, dem siebenten und achten Departement die Verwaltung der Staats- und Fondsforste.

Eine übersichtliche Darstellung, welche ausschließlich dieser Departementseintheilung folgen würde, könnte Wiederholungen kaum vermeiden und würde auch die beabsichtigten Grenzen der vorliegenden Ausführungen weitaus überschreiten. Beides kann umso leichter vermieden werden, als der ganze Geschäftsumfang des Ackerbauministeriums — wenn auch dermal, vielleicht aus gebotenen budgetären Rücksichten, bloß zwei Sectionen bestehen — sich naturgemäß in die drei Gebiete Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Bergwesen gliedert. Denken wir uns in jedem dieser drei Gebiete eine technische Abtheilung für alle fachlichen Fortschritte und Verbesserungen, ferner eine legislative Abtheilung für die einschlägigen gesetzlichen und administrativen Angelegenheiten und endlich eine socialpolitische Abtheilung für die damit in Verbindung stehenden volkswirtschaftlichen Fragen, so ergeben sich hinreichende Anhaltspunkte behufs Gruppierung des uns vorliegenden Stoffes.

❦

Landwirtschaft.

Als Grundlage der Landwirtschaft sind jene Culturarbeiten anzusehen, welche die Melioration von Grund und Boden bezwecken. Hier erscheinen die Maßnahmen bezüglich der Regulierung der Flüsse sowie der unschädlichen Ableitung der Gebirgswässer als wichtigste. Im Jahre 1884 erfolgte die Gründung eines Meliorationsfonds, dessen Jahresdotation für den Zeitraum 1892 bis 1904 mit 750.000 fl. festgesetzt wurde. Es wurden hiervon während der Betriebsperiode 83 Unternehmungen mit einem Kostenaufwande von 14,500.000 fl. subventioniert und weiters an nicht rückzahlbaren Beiträgen 636.000 fl., an unverzinslichen Darlehen 86.000 fl. flüssig gemacht. Die Verbauungsthätigkeit hinsichtlich der Wildbäche, welche für die Landwirtschaft ebenso wichtig ist wie für die Forstwirtschaft, erstreckte sich auf fast alle größeren Länder, auf 37 Flussgebiete und 404 Arbeitsfelder. Während der Betriebsperiode wurden bei den Wildbachverbauungsarbeiten 2500 Sträflinge mit zufriedenstellendem Erfolge verwendet. Es erhielten weiters zahlreiche Drainagegenossenschaften Staatssubventionen, und im Karstgebiete wurde eine stattliche Anzahl von Wasserversorgungsanlagen, Viehtränken und Cisternen zur Ausführung gebracht. Den Alpenverbesserungen in Tirol wurde von Seite des Ministeriums Rechnung getragen, und beschränkten sich dieselben nicht auf die bloße Säuberung der Bodenfläche von Geröll und Strauchwerk, sondern es wurde hierbei

auch auf eine entsprechende Unterkunft für das Vieh, auf ordentliche Düngerstätten und auf die rationelle Verwertung der Milch Bedacht genommen.

Auf dem Gebiete des Pflanzenbaues verdient die vom Ackerbauministerium bisher subventionierte, nunmehr aber als staatliches Organ activierte Samencontrolstation besondere Beachtung. Die ursprüngliche Aufgabe dieses Institutes wurde erweitert durch die mechanisch-mikroskopische Analyse der mehligen Kraftfuttermittel (Kleien, Futtermehle, Schrote und Ölkuchen), die botanische Heuanalyse, die Bestimmung der Cultur- und Unkrautpflanzungen und Parasiten von Samen und Früchten, durch die vollständige Untersuchung von Braugersten und die mechanische Untersuchung von Hopfendolden. Die ausgeführten Untersuchungen, deren Zahl 1645 im Jahre 1886 betrug, stiegen hierdurch auf 5316 im Jahre 1893. Eine weitere umfassende Arbeit bilden die über Intention des Ackerbauministeriums durchgeführten Untersuchungen der niederösterreichischen Getreidekörnerernten, welche 5352 Einzeluntersuchungen nothwendig machte, und auf Grund welcher in den entsprechendsten Lagen die sogenannten Getreidesamenbauanstalten Niederösterreichs ins Leben gerufen wurden. Zur Hebung des Futterbaues in den Alpen wurden vom Leiter der Anstalt zwei alpine Versuchsgärten in Steiermark und Tirol errichtet, welche die Ermittelung von geeigneten Samenmischungen für alpine Kunstwiesen und Weiden aus acclimatisierten Samen der Ebene und aus specifischen Alpenfutterpflanzen bezwecken. Zur Ermittelung der Ertragsfähigkeit verschiedener Klee- und Grasmischungen wurden systematische Futterbauversuche vorgenommen, welche sich auf 189 Versuchsfelder mit 275 Parcellen erstreckten. Zur Hebung des Flachsbaues wurden auf Grundlage der Beschlüsse der diesbezüglich im Jahre 1893 einberufenen Enquête Verhandlungen zur Hebung des Leinenconsums und zwar namentlich wegen Einführung des Leinens beim k. und k. Heere, bei der k. k. Landwehr und in den Strafanstalten, ferner bezüglich der Zollsätze für Leinenwaren eingeleitet. Es wurde weiters die Gründung einer Versuchsstation für Flachsbau und Flachsbereitung in Trautenau veranlasst, diese Anstalt entsprechend subventioniert, und wird die Errichtung mehrerer Musterbrechhäuser beabsichtigt. Eine weitere Maßnahme bildet die Concentrierung des fachlichen Unterrichtes im Flachsbau an eigenen Fachschulen sowie die Veranstaltung von Flachsbaucursen mit reichlicher Bemessung von Reisebeiträgen und Stipendien.

Der Obstbau wurde unterstützt durch Subventionierung von Schulgärten, unentgeltliche Abgabe von Wildlingen und Mutterbäumen

namentlich in den zerstörten Reblausgebieten, durch Anlage von Obstalleen und Ausfolgung von Prämien an Straßenwärter; auch die verschiedenen Versuche zur Verallgemeinerung des Dörrens von Obst und Gemüse fanden ihre Fortsetzung. Um den Weinhandel zu heben, wurde in Tirol ein eigenes Informationsbureau zur Heranziehung ausländischer Käufer gegründet, wurden Kellereigenossenschaften und Lagerkeller errichtet. Zur Behandlung des gegenwärtigen Bestandes der Weingärten wurde einerseits das nöthige Quantum an Kupfervitriol, andererseits zur Erhaltung der Weinstöcke die erforderliche Menge von Kunstdünger, als Thomasschlacke, Schwefel, Kainit, Chilisalpeter und Guanosuperphosphat, den Landwirten zur Verfügung gestellt.

Unter den Schädlingen des Pflanzenbaues steht die Phylloxera vastatrix obenan. Von der Gesammtweinbaufläche der Länder Niederösterreich, Steiermark, Krain, Istrien, Triest, Görz und Mähren per 152.790 *ha* waren 1893 49.027 *ha* durch die Phylloxera verseucht oder seuchenverdächtigt Während der Berichtsperiode hat die Seuche Triest, Görz und Mähren in einer Ausdehnung von 46.900 *ha* neu ergriffen. Die Ursache der raschen Verbreitung liegt hauptsächlich darin, das es nicht gelingen wollte, ein zweifellos sicheres und unter allen Umständen anwendbares Bekämpfungsmittel zu finden. Dann aber auch darin, das die behördlich vorgeschriebenen Anzeigen gewöhnlich erst erfolgen, wenn das Übel bereits solche Fortschritte gemacht hat, dass von einer Unterdrückung der Infection nicht mehr die Rede sein kann. Es ist eben charakteristisch, dass gemeinhin der eintretende sichtbare Niedergang der Reben allen erdenklichen Ursachen und nur nicht der Reblaus zugeschrieben zu werden pflegt. Zur Anzucht der gegen die Reblaus widerstandsfähigen amerikanischen Unterlagsreben wurden ausgedehnte Pflanzgärten auf Staatskosten errichtet, alljährlich größere Mengen von Reben aus Frankreich bezogen und die so gewonnenen Schnitt- und Wurzelreben (während der Berichtsperiode 5,132.000) theils unentgeltlich, theils gegen billige Tarifpreise abgegeben; auch wurden an Gemeinden und Vereine Subventionen zur Errichtung von Anlagen zur Anzucht von Pflanzenmaterial ertheilt.

Die staatlichen Credite zur Bekämpfung der Reblaus steigerten sich von 23.500 fl. im Jahre 1887 auf 85.000 fl. im Jahre 1893. Der Gesammtcredit für diese sieben Jahre betrug 282.000 fl. Im Jahre 1893, in welchem Jahre mit der Gewährung von Vorschüssen zur Wiederherstellung zerstörter Weingärten begonnen wurde, betrugen diese 56.000 fl. Von den anderen Schädlingen richtete vor allem der Rebenmehlthau

(Peronospora viticola) in den Weinpflanzungen beträchtliche Verheerungen an, indem er nicht bloß die Ernte vernichtete, sondern auch, das Wachsthum des Weinstockes schwächend, die Holzbildung in vielen Fällen in Frage stellte, so dass dieser schädliche Pilz von den Landwirten nicht minder gefürchtet wird als die Reblaus. Dort, wo das entsprechende Mittel, nämlich eine Kalklösung mit Kupfervitriol, rechtzeitig zur Anwendung gelangte, gelang es, das Übel einzudämmen. Durch seine Erfolge hat sich dieses Verfahren auch allgemein Eingang erworben. Das Ministerium suchte dessen Anwendung durch Belehrung und durch Erwirkung einer 50procentigen Frachtermäßigung für den Bezug von Kupfervitriol zu verbreiten. Während in Steiermark die bekannte Weinmilbe (Phytoptus vitis) im Bezirke Zeil keinen besonderen Schaden anrichtete, hatte in Dalmatien der Rebstock vielfach durch das Auftreten des Rebenstechers (Rhynchites betuleti) zu leiden. Die veröffentlichten Mittheilungen über das Vorkommen von Black Rot (Laestidia Bidwellii) in Leibnitz und über das Auftreten des Coloradokäfers (Doryphora decemlineata) bestätigten sich nicht. In Schlesien trat im Jahre 1892 die Gamma-Eule (Plusia gamma) in besorgniserregender Weise auf und musste die Bevölkerung über die Mittel zur Bekämpfung dieses Spinners belehrt werden.

Unter verschiedenen Schädlingen litt die Zuckerrübe, der Maulbeerbaum (namentlich durch den Pilz Agaricus melleus) und der Hopfen durch die Hopfenblattlaus (Aphis lupuli). Noch sei erwähnt, dass sich in Radautz auf dem Hofe Mitoka die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) in größerer Menge zeigte und in Kärnten im Bezirke Völkermarkt im Jahre 1893 ein massenhaftes Auftreten von Engerlingen stattfand. Es gelang jedoch in beiden Fällen, einer weiteren Verbreitung Einhalt zu thun. Wirksame Vorkehrungen wurden auch gegen die Plage der Feldmäuse getroffen.

Übergehend auf das Gebiet der Thierzucht, sei der Pferdezucht zuerst gedacht. Über eine vom Abgeordnetenhause gefasste Resolution wurde im Jahre 1893 eine aus Züchtern und Interessenten der verschiedenen Zuchtgebiete zusammengesetzte Pferdezuchtcommission einberufen, welche die vom Ackerbauministerium eingeschlagene Richtung der Pferdezucht und die Verwendung der hierfür bewilligten Summen hinsichtlich aller ihr vorgelegten Fragen fast einstimmig für entsprechend erklärte. Der Commission wurde eine Denkschrift überreicht, die einerseits eine kurze Darstellung des bisherigen einschlägigen Gebarens des Ackerbauministeriums, andererseits eine scharf polemische Abwehr

der in dieser Frage von Professor Dr. Wilckens ausgegangenen Angriffe enthält, die zum großen Theile zu der berührten Resolution des Abgeordnetenhauses Veranlassung gegeben hatten.

Das Bestreben des Ackerbauministeriums, die Landespferdezucht zu verbessern, war nach der Denkschrift seit vielen Jahren dahin gerichtet, bei warmblütigen Schlägen Fundament und Adel durch starkes Halbblut und gleiches Vollblut zu heben und bei den kaltblütigen, wo es möglich war, durch Reinzucht (Salzburg), wo eine Verbesserung der Formen und der Gänge wünschenswert erschien (Steiermark, Kärnten und theilweise Böhmen), durch Einfuhr vorzüglicher, insbesondere belgischer Hengste die schweren Zugpferde unserer Länder, ohne sie gemein werden zu lassen, an Schwere und Leistungsfähigkeit stets höher zu bringen. Ebenso widmete das Ackerbauministerium der Zucht des orientalischen Halbblutpferdes volle Aufmerksamkeit, und war es namentlich mit Erfolg bestrebt, die alten, berühmten, theilweise im Erlöschen begriffenen Zuchten in den Staatsgestüten wieder aufzufrischen. Dass das Ergebnis dieser Bestrebungen ein befriedigendes war, geht daraus hervor, dass der Pferdestand von 1870 bis 1890 von 1,389.628 auf 1,548.197, der Wert der aus Österreich-Ungarn exportierten Thiere von circa 6 auf 11 Millionen gestiegen ist. Die für das Pferdezuchtwesen bewilligten Credite betrugen 1869 fl. 1,399.999, 1893 fl. 1,804.640. Im Staatsgestüte Radautz, in dem eine Änderung der bisherigen Zuchtrichtung nicht eingetreten ist, belief sich das Pferdematerial Ende 1893 auf 1120 Stück, hiervon 369 Pepinièrestuten, die in fünf Muttergestüte und zwar in drei mit englischer und zwei mit orientalischer Zuchtrichtung eingetheilt waren. Das Staatsgestüt Piber war im Jahre 1878 theils aus finanziellen Rücksichten, theils weil sich die daselbst eingeführte Verwendung des anglo-normänner Zuchtmateriales als eine verfehlte Maßnahme erwiesen hatte, aufgehoben worden. Allein die Rücksicht auf den mittlerweile in Folge stetigen Aufschwunges der Landespferdezucht gesteigerten Bedarf an guten und verlässlichen Hengsten und die Gründe, welche sich gegen die Concentrierung des gesammten staatlichen Zuchtmateriales in dem einzigen, ganz excentrisch und entfernt gelegenen Radautz geltend machten, führten 1890 zur Reactivierung des Staatsgestütes Piber. Bis zum Jahre 1891 hat das Ackerbauministerium alljährlich eine Dotation von 20.000 fl. zur Unterstützung der Vollblut- und der Traberzucht durch Vertheilung von Wettrennpreisen zur Verfügung gehabt. Nachdem aber im Laufe der letzten Jahre die Vollblutzucht einen namhaften Auf-

schwung genommen und die Zahl der Rennplätze sich bedeutend vermehrt hat, sah sich das Ackerbauministerium veranlasst, vom Jahre 1891 ab alljährlich einen Betrag von 60.000 fl. zur Vertheilung von Wettrennpreisen einzustellen. Hiervon werden 12.000 fl. für Trabrennen und 48.000 fl. für Wettrennen verwendet.

Die Hebung der Rindviehzucht erfolgte durch Gewährung von Subventionen behufs Beschaffung von Zuchtstieren, theilweise auch Zuchtkälbern, ferner durch Veranstaltung von Thierschauen, durch Prämiierung rassereiner, gut zuchttauglicher Vaterthiere, durch Ertheilung staatlicher Subventionen für Stallverbesserungen oder Musterstallbauten. Es wurden beispielsweise mit Hilfe der Staatssubvention in Niederösterreich 521 Stiere um den Preis von 81.000 fl., in Oberösterreich 579 Stück, in Steiermark 248 Stück angekauft. Die zur Hebung der Schafzucht bestimmten Subventionen wurden vornehmlich zum Ankaufe von Zuchtschafen der Seeländerrasse und von Zuchtböcken der ostfriesischen Milchschafrasse verwendet, und wurde die Hebung der Schweinezucht durch möglichste Verbreitung der Yorkshire- und Suffolkrasse zu fördern gesucht. Die Bemühungen hinsichtlich der Fischzucht galten der Wiederbevölkerung der fließenden Gewässer, Seen und Teiche mit edlen Fischgattungen; auch wurde an passenden Gewässern der Ankauf von Zuchtkrebsen unterstützt. In Krain erfolgte zum Zwecke der Hebung der wegen ihrer Vorzüge allgemein anerkannten Bienenzucht die Anschaffung und Vertheilung von Zuchtstöcken. Subventionen zur Hebung der Seidenzucht wurden nur den südlichen Ländern zutheil und dienen hauptsächlich zur Erhaltung der für Prüfung der Seidenraupensamen bestehenden Anstalten. Die subventionierte Errichtung einer Seidenzuchtanstalt in Trient behufs Zucht guter und billiger Grains war im Zuge.

Hinsichtlich der Krankheiten der Hausthiere hat das Ackerbauministerium in den Ländern Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Kärnten, Steiermark und Oberösterreich die Durchführung der Schutzimpfungen der Rinder gegen den Rauschbrand durch die Übernahme der Kosten des Impfstoffes gefördert.

Mit Rücksicht auf die große Bedeutung einer zweckmäßigen Behandlung und Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche der Hausthiere für die thierische Production fand sich das Ackerbauministerium bestimmt, für die an den beiden Thierarzneiinstituten in Wien und Lemberg zur Durchführung gelangenden wissenschaftlichen Studien über die Pathogenese dieser Krankheit eine jährliche Subvention zur Ver-

fügung zu stellen. Desgleichen wurde dem Comité der Landwirtschafts-gesellschaft in Lemberg im Jahre 1889 für die geplante Veranlassung von wissenschaftlichen Forschungen zur Heilung der Schlempenmauke ein entsprechender Beitrag bewilligt.

Zur wissenschaftlichen Bearbeitung der auf die Landwirtschaft bezüglichen Fragen bestehen die landwirtschaftlich-chemische Versuchsstation in Wien, die chemisch-physiologische Versuchsstation für Wein- und Obstbau in Klosterneuburg und die landwirtschaftlich-chemische Versuchsstation in Görz.

Unter den Arbeiten der Versuchsstation in Wien nehmen die thierphysiologischen und Fütterungsversuche einen hervorragenden Platz ein. Diese Versuche wurden mit und ohne Beihilfe des Respirationsapparates zumeist am Schweine, aber auch am Pferde, an Hunden, Kaninchen und anderen Thieren angestellt. Eine dieser Versuchsreihen verfolgte den Zweck, die Verwertung verschiedener praktisch wichtiger Futtermischungen durch Ferkel und Jungschweine englischer und ungarischer Rasse zu ermitteln sowie gleichzeitig die verschieden rasche Entwicklung dieser zwei Schweinerassen und die Production von Fleisch und Fett durch dieselben zu studieren. Weitere Fütterungsversuche erstreckten sich auf die Verfütterung der Kornrade, die Wirkung des Saccharin auf den thierischen Organismus, auf das aus Gerstenschrot und Blutmehl bestehende Pferde-Kraftfuttermittel „Robur“. Eine sehr umfangreiche Versuchsreihe betraf den gegenseitigen Vertretungswert der verschiedenen thierischen und pflanzlichen Proteïn- und proteïnähnlichen Körper als Nahrungs-, beziehungsweise Futterstoffe. Wichtige Resultate lieferten die vergleichenden Düngungsversuche mit Dungsalz (Salzsudbetriebsabfällen), mit Superphosphat, entleimtem Knochenmehl, Thomasschlacke und Kainit, ebenso die Culturversuche mit verschiedenen Hafersorten auf Moorboden und der Versuch mit einer bisher wenig beachteten Ölpflanze, nämlich Euphorbia lathyris. Die in Verbindung mit praktischen Landwirten vorgenommenen Ensilageversuche sprachen sehr zugunsten der Süßpressfütterung. Unter den bakteriologischen Versuchen erscheint jener zur Bekämpfung der Mäuseplage als wichtigster. Richtig und mit virulentem Material ausgeführte Versuche mittelst des Löffler'schen Mäusetyphus-Bacillus waren beinahe in allen Fällen von Erfolg begleitet. Dagegen erwies sich der Pilz Botrytis tenella als kein geeignetes Mittel zur Vertilgung der Engerlinge. Unter den zahlreichen Laboratoriumsversuchen sei der Untersuchungen über die Veränderung der Kartoffel beim Erfrieren, jener über die Entbitterung

und den Nährwert der weißen Lupinen, über die Verfälschung der Butter mit Margarin, über Kaffee und Kaffeesurrogate, über den Mehlgehalt der Chocolaten gedacht. Fernere Untersuchungen betrafen die Verfälschungen der Öle, des Insectenpulvers, und sei auch hingewiesen auf die interessanten Versuche mit künstlich hergestellter Verdauungsflüssigkeit und die Ausmittelung einer verlässlichen Methode für die Wertbestimmung der Labpräparate. Im Jahre 1891 wurde die bisher höchste Zahl von 21.814 Analysen (darunter 15.000 amtliche Polarisationen) erreicht.

An der Versuchsstation zu Klosterneuburg wurden während der Berichtsperiode 7714 Objecte untersucht. Die Zahl der analysierten Weinproben belief sich auf 5902. Von den sonstigen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: Untersuchungen über den Stickstoffgehalt des Traubensaftes und der Weine sowie den Einfluss der stickstoffhaltigen Verbindungen auf den Verlauf der Gährung, Studien über die geeignetsten Lebens- und Wachsthumsbedingungen der verschiedenen Hefearten und über die Conservierung des Mostes, d. h. die Unterdrückung der Gährung durch das am häufigsten angewandte Mittel, die schwefelige Säure, beziehungsweise über das Maximum der Zulässigkeit von schwefeliger Säure im Weine.

Die Versuchsstation zu Görz hat während der Berichtsperiode für Zwecke der Seidenzucht mikroskopische Prüfungen an 258.587 Objecten vorgenommen und außerdem 1527 chemische Analysen durchgeführt. Ihre Versuche betrafen hauptsächlich den Wert der Kreuzung der verschiedenen Seidenraupenrassen und das Studium der Schlaffsucht und der Pébrinakrankheit. In letzterer Zeit wandte jedoch diese Anstalt auch der Weincultur ein besonderes Augenmerk zu. Auf Grund der an dieser Versuchsstation ausgeführten Untersuchungen über die chemische Zusammensetzung und die physikalischen Eigenschaften der hauptsächlichsten Bodenarten des Küstenlandes, speciell der Görzer Provinz konnte man zu rationellen Düngungsversuchen namentlich der Weinreben schreiten. Eine wertvolle Ergänzung fand auch die schon in früheren Jahren begonnene wissenschaftliche Untersuchung der Görzer Weine durch die chemische Analyse jener Weinproben, welche zu der im Jahre 1891 in Görz abgehaltenen land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung einlangten.

Innerhalb der Berichtsperiode hat das landwirtschaftliche Versuchswesen auch in den nicht staatlichen Versuchsstationen und in der Thätigkeit des „Vereines zur Förderung des landwirtschaftlichen Ver-

suchswesens in Österreich" eine weitere Entwicklung erfahren. Erstere sind meist Landes- oder Vereinsunternehmungen, mit einer Reihe von landwirtschaftlichen Vereinen und Schulen verbunden und beinahe durchaus unter Mitwirkung des Ackerbauministeriums und mit Subvention desselben entstanden und erhalten. Im Jahre 1893 belief sich die Zahl der nicht staatlichen bestehenden oder unmittelbar in Errichtung begriffenen Versuchsstationen auf 28. Sie dienten der Zuckerindustrie, der Brauerei und Mälzerei, der Spiritusindustrie, dem Obst- und Weinbau, dem Flachsbau und der Moorcultur.

Ein übersichtliches Bild aller auf den einschlägigen Gebieten in Österreich-Ungarn während der letzten 40 Jahre gemachten Fortschritte bot die zu Wien im Jahre 1890 veranstaltete allgemeine land- und forstwirtschaftliche Ausstellung. Das Ministerium machte zur Unterstützung dieses Unternehmens einen Betrag von 30.000 fl. flüssig und betheiligte sich daran durch eine in einem eigenen Pavillon untergebrachte Collectivausstellung, die hauptsächlich die fachliche Lehre, die Forschung und die Statistik zum Gegenstande hatte. Die temporären Thierschauen anlässlich dieser Ausstellung erbrachten den Beweis für den Wert wiederkehrender Thierschauen. Dieselben geben den Landwirten Gelegenheit, ihre Zuchtproducte gut abzusetzen und andererseits ihren Bedarf an Thieren behufs Veredlung ihres Viehstandes zu decken. Bei diesen Thierschauen wurden um 154.000 fl. Rinder und Schweine verkauft, und wird mit solchen Thierschauen in neuester Zeit gewöhnlich eine Specialausstellung von Futterbereitungsmaschinen, Molkereigeräthen, Stalleinrichtungen, Stallrequisiten und Kraftfuttermitteln verbunden.

Im Jahre 1891 betheiligten sich die Vertreter aller berufenen Kreise an der vom 15. Mai bis 15. October währenden allgemeinen Landes-Jubiläumsausstellung in Prag, für welche das Ackerbauministerium zur Deckung der Arrangierungskosten einen Betrag von 15.600 fl. und eine entsprechende Anzahl goldener und silberner Prämiierungsmedaillen widmete. Jede Gruppe der landwirtschaftlichen Ausstellung war reich beschickt. Groß- und Kleingrundbesitzer, landwirtschaftliche Lehranstalten und Fachvereine aller Kategorien wetteiferten um die Palme des Sieges. Die gesammte Bodencultur Böhmens und die mit ihr verwachsenen Industriezweige boten so ein selten großartiges Bild agricolen Fortschrittes.

Zu einer der bedeutendsten Specialausstellungen gestaltete sich die Reichsobstausstellung in Wien 1888; beachtenswert erscheinen ferner die zwei Geflügelausstellungen in Graz und Marburg, die

Chrysanthemen-Ausstellungen in Wien und Graz, die Hopfen- und Bienenzuchtausstellung in Lemberg. Von den Landesausstellungen sei an jene zu Krakau, Graz und Innsbruck 1887, 1890 und 1893 erinnert.

Die Angelegenheiten des land- und forstwirtschaftlichen Unterrichtswesens sind zwischen dem Ressort des Unterrichts- und jenem des Ackerbauministeriums derart aufgetheilt, dass ersterem angehören: die Angelegenheiten der Hochschule für Bodencultur, des im Jahre 1890/91 eröffneten landwirtschaftlichen Studiums an der Universität in Krakau und der land- und forstwirtschaftlichen Lehrkanzeln an den technischen Hochschulen, weiters der landwirtschaftliche Unterricht an den Lehrerbildungsanstalten, endlich der landwirtschaftliche Fortbildungsunterricht, der wegen seiner engen Beziehung zum Volksschulwesen 1888 aus dem Ressort des Ackerbauministeriums ausgeschieden worden ist. Dagegen fallen in den Wirkungskreis des Ackerbauministeriums alle anderen Einrichtungen des land- und forstwirtschaftlichen Bildungswesens. Die zu Anfang der Berichtsperiode vorhandene Anzahl von 88 land- und forstwirtschaftlichen Schulen erreichte bis Ende 1893 die Ziffer von 115 Schulen. Von den Ende 1893 bestandenen Schulen wurden 7 vom Staate, 34 von den Ländern, die übrigen von Gemeinden, Vereinen und Privaten unterhalten. Abgesehen von der Hochschule waren 16 Mittelschulen, 33 Ackerbau-, 30 landwirtschaftliche Winter-, 8 Molkerei- und Haushaltungs- und 5 Waldbauschulen, 17 Schulen für Garten-, Obst-, Wein-, Flachs- und Hopfenbau und 4 Schulen für Brauerei und Brennerei vorhanden. Während der Berichtsperiode hat sich die Gesammtfrequenz von 2708 auf 3241 und die Zahl der Absolvierten von 1175 auf 1786 gehoben. Die an nicht staatliche Lehranstalten gewährten Subventionen beliefen sich innerhalb der Berichtsperiode auf 1,088.749 fl.

Der Zweck der land- und forstwirtschaftlichen Specialcurse, deren Abhaltung nach Maßgabe der verfügbaren Mittel durch Subventionen gefördert wurde, ist in erster Linie, jenen Kreisen der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die keinen Fachunterricht genießen, entweder allgemeine landwirtschaftliche Kenntnisse oder solche in einzelnen Zweigen der Landwirtschaft in einem ganz kurzen Zeitraume an leicht zugänglichen Orten zu vermitteln. Das wachsende Interesse, welches die Bevölkerung diesen Cursen entgegenbringt, geht daraus hervor, dass sich die Zahl derselben von 1887 bis 1893 von 109 auf 425 erhöht hat. Von besonderer Bedeutung sind die Specialcurse für Volksschullehrer, die vielfach Gelegenheit gaben, den Sinn der Bevölkerung für einen

rationellen landwirtschaftlichen Betrieb, so namentlich auf dem Gebiete des Obst- und Weinbaues, zu wecken.

Die Wanderlehre, einer der wichtigsten Zweige des land- und forstwirtschaftlichen Unterrichtes, hat erst in der Berichtsperiode bedeutende Ausdehnung gewonnen. Im Jahre 1893 waren 253 Wanderlehrer thätig, welche 4805 Vorträge vor 346.000 Zuhörern hielten. Das Ackerbauministerium war bestrebt, dem Wanderunterrichte dadurch eine feste Grundlage zu geben, dass es in einzelnen Ländern ständige Wanderlehrer entweder selbst bestellte oder in der Mehrzahl der Fälle die Landesvertretungen und landwirtschaftlichen Corporationen durch staatliche Subventionen in die Lage setzte, ständige Lehrkräfte zu gewinnen. Während der Berichtsperiode sind an Honoraren und Subventionen für Berufswanderlehrer 145.261 fl. und an Subventionen für einzelne Wandervorträge 101.100 fl. verausgabt worden. Besondere Beachtung fanden hier fast überall das Genossenschafts- und Versicherungswesen sowie die Darlehenscassen nach dem Systeme Raiffeisen, auf welchen Gebieten auch ein sichtbarer Erfolg erzielt wurde.

Wie eingangs erwähnt, obliegt dem Ackerbauministerium (theilweise im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern) die Judicatur über alle von den politischen Landesstellen in Angelegenheiten der Landescultur gefällte Entscheidungen. Dieselben betreffen das Wasserrecht, das Fischereirecht und den Feldschutz. Dazu kommen die Forst- und Jagdrecurse und die vom Ackerbauministerium ertheilten Triftbewilligungen. Es kamen in Wasserrechtsangelegenheiten im Jahre 1893 603, während der Berichtsperiode 3583 Recurse, im Forstwesen im Jahre 1893 183, während der Berichtsperiode 1287 Recurse zur Verhandlung. Die Gesammtzahl während der Berichtsjahre betrug 9791, jene der Beschwerden an den Verwaltungsgerichtshof 246.

Während des Zeitraumes von 1887 bis 1893 wurden die Behörden organisiert, welche in den Ländern, in denen Gesetze über agrarische Operationen in Wirksamkeit getreten sind, nämlich Mähren, Niederösterreich, Kärnten, Krain und Schlesien, diese Operationen durchzuführen haben. In erster Instanz fungieren beeidete Localcommissäre, die das Verfahren durchzuführen und in einzelnen Fällen zu entscheiden haben. Das für die geodätischen Arbeiten erforderliche technische Personal wird ihnen beigegeben. Außer diesem hat bei Zusammenlegungen ein aus höchstens zwölf unmittelbar Betheiligten bestehender Ausschuss mitzuwirken. Bei den politischen Landesstellen fungieren die Landescommissionen, die aus dem politischen Landeschef oder einem Stellver-

treter als Vorsitzendem, dem Referenten, einem Vertreter des Landesausschusses und drei bis vier Mitgliedern des Richterstandes bestehen. Sie haben die Durchführung der Operationen zu leiten und zu überwachen, über Berufungen gegen Entscheidungen der Localcommissäre in zweiter und über Parteistreitigkeiten, Einwendungen und Beschwerden in erster Instanz zu entscheiden. Als technische Organe fungieren der Landesforstinspector und ein Revisionsgeometer. Außer in den genannten Ländern, in denen die Organisation der Agrarbehörden durchgeführt wurde — in Kärnten und Krain beziehen sich die betreffenden Gesetze nur auf Gemeintheilung und Regulierung, beziehungsweise Vereinigung des Waldlandes von fremden Enclaven — trat ein Gesetz, betreffend die agrarischen Operationen, noch 1892 für Salzburg in Kraft. Ende 1893 waren außer den 5 Landescommissionen 10 Localcommissäre und 49 Geometer thätig. Es waren im ganzen 505 Operationen mit einem Gesammtflächeninhalte von 67.000·5 *ha* und 14.453 unmittelbar Betheiligten eingeleitet, wovon 206 Operationen mit einem Gesammtflächeninhalte von 19.671·5 *ha* und 5196 unmittelbar Betheiligten factisch durchgeführt und zum Theile auch förmlich abgeschlossen waren. Die große Bedeutung dieser Maßregel ist daran zu erkennen, dass die örtliche Zersplitterung hierdurch nachgewiesenermaßen in den Gemeinden Nemčic (Mähren) und Obersiebenbrunn (Niederösterreich) bei 19 größeren Betheiligten um 93% reduciert, die Größe der einzelnen Grundstücke dagegen bis zu 2020% erweitert wurde.

Das galizische Wasserrechtsgesetz wurde dahin abgeändert, dass die Bestrafung der an Wasseranlagen verübten Beschädigungen verschärft und den politischen Behörden übertragen worden ist. In Dalmatien wurde das Wasserrechtsgesetz im Sinne einer Ersatzleistung, beziehungsweise Enteignung bei Stauwerken, durch die Übelstände für fremdes Eigenthum entstehen, abgeändert, ein Landesmeliorationsfond und ein Wasserversorgungsgesetz geschaffen. Die in Tirol aus Anlass der Überschwemmungen des Jahres 1882 eingeleitete Durchführung der zum Schutze der betreffenden Landestheile nothwendigen Flussregulierungs- und Wildbachverbauungsarbeiten wurde in der Berichtsperiode fortgesetzt und die Bauzeit bezüglich der Wildbachverbauungen auf unbestimmte Zeit verlängert.

Die Flussregulierungsarbeiten wurden zwar mit dem Jahre 1889 vollendet, sind aber infolge der in diesem Jahre eingetretenen außergewöhnlichen Elementarereignisse gleichfalls als noch nicht ganz abgeschlossen zu betrachten. Um die durch letztere verursachten Kosten zu

decken, wurde ein Staatsbeitrag im Höchstbetrage von 186.000 fl. bewilligt, aus welchem 60% des erforderlichen Aufwandes bestritten werden dürfen. Die Etschregulierungsarbeiten gelangten in der Berichtsperiode größtentheils zum Abschlusse. Zur Bedeckung der auf 530.000 fl. veranschlagten Kosten der Wiederherstellung und Instandhaltung der durch die Hochwässer der Jahre 1889 und 1890 beschädigten Etschregulierungsbauten leistete der Staat einen Beitrag in der Höhe von 60% des Erfordernisses.

Die March- und Ostravitzaregulierung sowie die Entsumpfung des Laibacher Moores befinden sich noch im Stadium der Projectsverfassung.

Unter den Maßnahmen zur Hebung der Rindviehzucht muss zunächst das Reichsgesetz vom 17. August 1892 hervorgehoben werden, durch welches die Tödtung aller an Lungenseuche kranken oder der Seuche oder der Ansteckung verdächtigen Rinder gegen Entschädigung aus dem Staatsschatze angeordnet wurde. Das niederösterreichische Gesetz vom Jahre 1891, welches die Bildung von Thierseuchenfonds behufs Tilgung der Rotzwurmkrankheit, der Lungenseuche, des Milz- und Rauschbrandes und der Perlsucht angeordnet hatte, wurde hinsichtlich der Bestimmungen über die Lungenseuche außer Kraft gesetzt. In Krain, Vorarlberg, Mähren, Böhmen und Galizien wurden Stierkörungsgesetze erlassen.

Die auf Grund des Reichsgesetzes vom Jahre 1885, betreffend die Regelung der Fischerei in den Binnengewässern, in einzelnen Landtagen eingebrachten Entwürfe neuer Landesfischereigesetze wurden während der Berichtsperiode in Galizien, Krain, Vorarlberg, Niederösterreich und Görz zum Gesetze erhoben. Sie enthalten Anordnungen in Betreff des Fischereirechtes und Fischereibetriebes, wobei für die fließenden Gewässer das Princip der Revierbildung angenommen ist, ferner Bestimmungen über die Ablösung solcher Fischereirechte, deren Fortbestand in der bisherigen Form der allgemeinen Hebung der Fischerei entgegensteht, über die Anlegung von Laichschonstätten und über die Beziehungen der Fischerei zu anderen Rechten. Außerdem anzuführen sind noch die verschiedenen Reblausgesetze und Verordnungen, das galizische Gesetz, betreffend die muthwillige Beschädigung oder Verunreinigung fremder Fischbehälter, Reservoirs u. s. w., die Gesetze zum Schutze der Edelweiß- und Enzianpflanzen, die verschiedenen Gesetze, betreffend die Dienstzeichen und die Qualification der Wachorgane, die Verhandlungen behufs einer weiteren Ausgestaltung einer internatio-

nalen Regelung des Vogelschutzes, die Beschränkung des Post- und Eisenbahntransportes von gesetzlich geschützten Vögeln, die Bekämpfung des stahlblauen Rebenstechers, der Peronospora in Dalmatien und eine Verordnung behufs Ausrottung des Berberitzenstrauches.

Die stattgehabten Erhebungen über die Frage der Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten sind in der Berichtsperiode noch nicht zum Abschlusse gelangt.

Anlangend die Agrarpolitik muss daran erinnert werden, dass die alte österreichische Gesetzgebung für alle österreichischen Länder mit Ausnahme von Dalmatien, Küstenland und Krain bezüglich der Erbfolge in Bauerngüter Grundsätze aufgestellt hatte, welche von der allgemeinen Erbfolge abwichen. Nach diesen soll das landwirtschaftliche Gut nicht getheilt werden, sondern einem einzigen Erben zufallen und ist hierbei die Schätzung derart vorzunehmen, „dass der eintretende Besitzer auf dem Gute wohl bestehen könne“. Mit dem Aufhören der Unterthansverhältnisse jedoch machte sich die Anschauung geltend, dass eine Fortdauer der Beschränkungen der Freitheilbarkeit sowie die Aufrechterhaltung von besonderen Vorschriften über die Erbfolge in Bauerngüter die Existenzberechtigung verloren haben und vielmehr die Aufhebung der in Rede stehenden Beschränkungen und Vorschriften (des sogenannten Bestiftungszwanges) und die hierdurch gewonnene Freiheit des Verkehrs zu einer höheren Intensität der Bewirtschaftung führen würden. Innerhalb der Jahre 1868 und 1869 wurden nunmehr in den Ländern Bukowina, Mähren, Steiermark, Oberösterreich, Niederösterreich, Vorarlberg, Schlesien, Salzburg, Galizien, Kärnten und Böhmen die in Rede stehenden Beschränkungen der Freitheilbarkeit aufgehoben, und da in Dalmatien, Küstenland und Krain Specialnormen über die Erbfolge in Bauerngüter überhaupt niemals erlassen wurden, blieben derlei beschränkende Vorschriften der bäuerlichen Erbfolge nur mehr in Tirol in Geltung, welches den von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf über die Aufhebung dieser Vorschriften abgelehnt hatte. Indessen wurden auch in Tirol die bezüglichen Specialnormen nur in den deutschen Theilen des Landes gehandhabt, während in den südlichen, von Italienern bewohnten Landesgebieten die seit jeher bestandene Freitheilbarkeit und freie Erbfolge unbeirrt blieben.

Die Hoffnungen, welche an diese in den Jahren 1868 und 1869 erfolgte Aufhebung des Bestiftungszwanges geknüpft wurden, giengen jedoch nicht in Erfüllung, es ist im Gegentheile seit diesen Jahren eine wesentliche und fortschreitende Verschlechterung der finanziellen

Situation des landwirtschaftlichen Grundbesitzes zu verzeichnen, welche in der bedeutenden Zunahme der Verschuldung des ökonomischen Grundbesitzes ihren ziffermäßigen Ausdruck findet. Wenn an dieser Verschlimmerung auch verschiedene Ursachen, insbesondere die wachsende Last der öffentlichen Abgaben und die große Concurrenz auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Production mitwirken, so lässt sich doch nicht in Abrede stellen, dass die Aufhebung der herkömmlichen und eingebürgerten Vorschriften einen nachtheiligen Einfluss ausgeübt hat. Es ist charakteristisch, dass in jenen Ländern, in welchen von altersher kein Bestiftungszwang bestand, und in welchen daher die Zersplitterung von Grund und Boden am meisten fortgeschritten ist, die Steuerrückstände eine besondere Höhe erreicht haben. Allzu kleinen Wirtschaften fehlt eben die Widerstandsfähigkeit gegen die Wirkungen der oberwähnten Ursachen, welche eine Verschlimmerung der Lage des landwirtschaftlichen Besitzes nach sich ziehen.

Das Ackerbauministerium versuchte daher behufs Kräftigung des ländlichen Besitzes zu jenen schon früher in Geltung gewesenen Grundsätzen zurückzukehren, durch welche die Erhaltung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes in der Hand eines einzigen Erben begünstigt und diesem auch eine Bevorzugung vor den „weichenden" Miterben eingeräumt wurde. Dieses Princip ist in dem Reichsgesetze vom 1. April 1889 zum Ausdrucke gelangt. Nach ihm soll der Wert des Hofes entweder durch freiwilliges Übereinkommen der Betheiligten oder durch das Gericht nur in einer solchen Weise geschätzt werden, dass der Übernehmer wohl bestehen könne. Dieses Gesetz wurde als sogenanntes Rahmengesetz construiert und dessen Wirksamkeit erst von dem Zustandekommen der einzelnen Landesgesetze abhängig gemacht. Das Ackerbauministerium hat seither in den Landtagen von Tirol (1891), Salzburg (1892), Oberösterreich (1892), Mähren (1892) und Niederösterreich (1893) die Entwürfe solcher Landesgesetze eingebracht, doch wurden sie bisher nur der Vorberathung unterzogen und sind noch nirgends zur meritalen Verhandlung gelangt.

In weiterer Linie beschäftigte sich das Ackerbauministerium, um vielseitig geäußerten Wünschen entgegenzukommen, mit dem Plane, eine allgemeine und umfassende Organisation des landwirtschaftlichen Berufsstandes in ähnlicher Weise zu schaffen, wie dies bereits für den gewerblichen Berufsstand erreicht wurde. Es erschien geboten, den zerstreuten, vom Strome des großen Handelsverkehres vielfach abgeschnittenen und auf die Zufälligkeiten und oft drückenden Preise des

Zwischenhandels angewiesenen Productionsstätten der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe die günstigen Absatzverhältnisse des großen Marktes zugänglich zu machen. Ebenso nothwendig war ferner eine Organisation des landwirtschaftlichen Personalcredites sowie des Credites auf Grundlage der an die projectierten Lagerhäuser abgelieferten Producte; es sollte hierdurch der Landwirt davor bewahrt werden, seine Producte um jeden Preis loszuschlagen, er sollte nicht mehr gezwungen sein, vorübergehender Calamitäten wegen sein Gut mit kostspieligen, leider oft wucherischen Hypothekarschulden zu belasten.

Diese Erwägungen lagen der Ausarbeitung zweier Gesetzentwürfe zugrunde, welche nach Durchberathung mit den dabei betheiligten Ministerien am 10. November 1893 im Abgeordnetenhause zur verfassungsmäßigen Behandlung eingebracht wurden.

Von diesen Gesetzentwürfen strebte jener, betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirte, die erwähnte Organisation des landwirtschaftlichen Berufsstandes sowie die Förderung der landwirtschaftlichen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften an.

Unter den wirtschaftlichen Aufgaben der beabsichtigten Berufsgenossenschaften sind insbesondere der gemeinsame Ankauf von landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln, der Verkauf der landwirtschaftlichen Producte der Genossenschafter und die Errichtung von Lagerhäusern und Magazinen zu diesem Zwecke sowie die Organisation des landwirtschaftlichen Credites hervorzuheben.

Mit diesem Entwurfe stand der zweite Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung von Rentengütern, in engem Zusammenhang, er bildete gleichsam eine Ergänzung des im ersteren Entwurfe beschriebenen Wirkungskreises der Berufsgenossenschaften. Nach diesem zweiten Entwurfe sollte im Falle der executiven Feilbietung einer landwirtschaftlichen Liegenschaft die Berufsgenossenschaft verhalten sein, nach einem gesetzlich vorgezeichneten Maßstabe die Wertsermittlung jener Liegenschaft vorzunehmen und bis zu dem derart festgestellten Wertbetrage mitzubieten. Die Landesgenossenschaft hätte hierauf die erstandene Liegenschaft dem Rentengutsverfahren zu unterziehen.

Im Rentengutsverfahren würden dann das Rentencapital und die Gutsrente und zwar nach Maßgabe des von der Landesgenossenschaft zur Erwerbung der Liegenschaft gemachten Aufwandes festgestellt. Der Landesgenossenschaft stände es zu, einen Übernehmer zu wählen, wobei der frühere Eigenthümer, wenn er sich tüchtig und vertrauenswürdig erwiese, sowie seine nächsten Anverwandten vorzugsweise zu berücksichtigen

wären, und hätte sie mit demselben den Rentengutsvertrag abzuschließen. Der Landesgenossenschaft, welche sich die Geldmittel zur Erwerbung der Liegenschaft durch Ausgabe von verzinslichen oder verlosbaren Rentenbriefen verschafft, sollten durch den Rentengutsvertrag die Verzinsungs- und Tilgungsquoten für die Rentenbriefe sowie eine Entschädigung für die Verwaltungskosten zugesichert werden. Im Gesetzentwurfe waren auch Bestimmungen vorgesehen, welche darauf abzielten, die Verschuldbarkeit der Rentengüter, solange sie den Rentengutscharakter haben, auszuschließen sowie jede Veräußerung, Verpachtung und Zertheilung der Rentengüter oder die Begründung von Servituten und Reallasten auf denselben von der Einwilligung der Landesgenossenschaft und Zustimmung des Ackerbauministeriums abhängig zu machen. Im allgemeinen war diese Beschränkung des freien Verfügungsrechtes für einen Zeitraum von 50 bis 60 Jahren gedacht, hätte jedoch in berücksichtigungswürdigen Fällen auch verlängert werden können. Für die Zahlung der Rentenbriefzinsen war die Bürgschaft des Staates, unter gewissen Voraussetzungen aber jene des Landes in Aussicht genommen.

In den „erläuternden Bemerkungen" zu diesen beiden Gesetzentwürfen wurde ein reichhaltiges Materiale für die Beurtheilung der einschlägigen Verhältnisse zur Darstellung gebracht. Dieselben enthielten eine Zusammenstellung der wichtigsten Einrichtungen des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens und der sonstigen landwirtschaftlichen Interessenvertretung in England, Frankreich, Italien, Belgien, der Schweiz, Holland, Dänemark, Russland, Schweden, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland. Es folgten ferner Tabellen über die durchschnittliche Anzahl, den Mitgliederstand, den Umfang und die voraussichtliche Maximalhöhe der Genossenschaftsbeiträge auf Grundlage der Volks- und Berufszählung des Jahres 1890. Ein eigener Abschnitt wurde den verschiedenen Maßnahmen, beziehungsweise Vorschlägen der Entlastung des ländlichen Grundbesitzes und ebenfalls ein eigener Abschnitt der Darstellung der verschiedenen Arten einer Wertsermittlung von Liegenschaften gewidmet.

Leicht erkennbar war es, dass es sich bei diesen agrarischen Reformen um die Grenzen der wirtschaftlichen Freiheit des Individuums handelt, in letzter Instanz um den Gegensatz zwischen Individualismus und Collectivismus. Individualprincip und Socialprincip haben aber miteinander gerungen, seit es sociale Lebensformen, ein sociales Denken gibt. Erklärlich ist es daher, wenn die Urtheile der berufensten

Fachmänner über die Angemessenheit dieser Gesetzvorlagen bedeutende Differenzen zeigten.

In Berücksichtigung derselben hielt es das Ackerbauministerium seither für angemessen, die eingebrachten Entwürfe zurückzuziehen, um jenen über die bäuerlichen Berufsgenossenschaften in einer den laut gewordenen Wünschen möglichst entgegenkommenden Formulierung der verfassungsmäßigen Behandlung nochmals zu unterbreiten und jenen über die Rentengüter zur möglichsten Anpassung an den ersteren einem späteren Zeitpunkte vorzubehalten.

Bei dem Umstande jedoch, als bei allen socialgeschichtlichen Verschiebungen stets die Bodenfrage in den Vordergrund trat, als ferner in Österreich über 57% der Gesammtbevölkerung der hierbei interessierten Land- und Forstwirtschaft angehören, erscheint der Schluss wohl gerechtfertigt, dass es unserer land- und forstwirtschaftlichen Centralstelle bestimmt sein dürfte, in dem Maße die Führung zu übernehmen, als wir der Lösung der socialen Frage näher treten.

(Fortsetzung folgt.)



Ungarn zur Zeit des ersten Kreuzzuges.

Von **Dr. Alexander Márki.**

Klausenburg.

Das Jahrtausend ist nun zu Ende, und wovor der Welt so bangte, wovor sie so zitterte, der jüngste Tag, der Weltuntergang ist nicht eingetreten. Die Gottesfurcht gab sich im Chiliasmus kund, und das stille Ende des gefürchteten Jahres pflanzte in die Herzen der Menschen das Gefühl des Gottesfriedens. Sie näherten sich einander und schienen das Zauberwort der Vereinigung zu suchen. Die alten Anhänger der Christenheit waren bemüht, aus den sündigen Gedanken sich aufzuraffen, und versuchten ein besseres, gottesfürchtigeres Leben zu beginnen.

Die Neophyten standen vollständig unter dem bekannten Glaubenszauber, und mit zunehmendem Eifer wollten sie alles ersetzen, was man ihnen an Glückseligkeit geraubt hatte, als sie noch Heiden waren.

Der Chiliasmus brachte den Gemeingeist, welchen die Welt seit Roms Fall entbehren musste, und dessen eifrigste Pfleger die Päpste selber waren. Sie duldeten keine Rivalen neben sich, sie die Tritonen des wellenschlagenden Meeres der Völkerwanderung. Die Nationen,

die nebeneinander schwer untergebracht waren, traten unter ihrer Ägide in die große Gesellschaft der Christenheit. In unserem Vaterlande gerade im gefürchteten tausendsten Jahre. Ihre Macht und ihr Einfluss waren umso größer, je mehr sie betheuerten, nur Diener im Dienste Gottes zu sein.

Ihre Geistlichen vollendeten eine wichtige Sendung; in jedem Theile Europas fanden sich Bekehrte, und die Hingebung, mit welcher jene ihre Mission erfüllten, erinnerte an die ersten Christengemeinden. Das Herannahen des tausendsten Jahres begeisterte sie zu schnellerer Arbeit, zu größerem Fleiße. Überall, in jedem Lande Europas bemerken wir ihre Wirksamkeit, denn schon damals war Einigkeit und Selbstbewusstsein darin. Unser Vaterland kann ebensogut als Beispiel dienen wie andere Theile Europas. Ist es wohl nur politischen Motiven zuzuschreiben, dass Ungarn während des letzten Viertels des vollen Jahrtausends, einen Bruchtheil ausgenommen, freiwillig den Glauben an Jesum annahm? Wenn es bei Pilgrim Egoismus war, da er nach der Apostelrolle strebte, so fehlte solcher gänzlich beim heiligen Albert, dem Missionär ohne Furcht und Tadel, ebensowie bei allen jenen, die ihn hinsandten. Noch kämpfte auf Leben und Tod der alte Glaube — nicht draußen auf den Feldern, sondern drinnen in den Seelen — als schon Einsiedler sich in den unendlichen Einöden, an den Rändern der Wälder niederließen und mit dem Ruhm der Wunder Gottes die Herzen der Bewohner der Umgebung erfüllten. Anfangs nahm man sie vielleicht als Sonderlinge, aber schließlich brachte ihre Selbstverleugnung, ja selbst die kasteiende Lebensweise das Volk zum Nachdenken. So auch der heilige Andreas Zoerard in seiner Höhle in Zoborhegy, der mit 40 Nüssen 40 Tage lang fastete, und den, als er vor Hunger halb leblos im Walde zusammenbrach, ein Engel in seine ärmliche Hütte nach Hause brachte. Flachgesägte Eichenstrünke, von Hagedorn eingefasst und von jeder Seite mit scharfen Rohrstäben durchstochen, das waren seine Sitzplätze, wo er seine ermüdeten Glieder ausruhte, und wenn sein Körper, matter geworden, welcher Seite immer sich zuneigte, musste er, von den scharfen Spitzen verwundet, wieder aufwachen. In die Baumkrone hängte er vier Steine, welche ihn trafen, wenn er einschlummerte. An seinem Rücken trug er Ketten, welche sich ganz ins Fleisch gruben. Doch alles das erfuhren seine Getreuen erst nach seinem Tode, denn er litt nicht, um mit seinen Leiden zu prahlen. Trotzdem machte das außerordentlich strenge Beispiel der Einsiedler nicht überall Eindruck, und ihrer wenige mögen es gewesen sein, welche es dem

heiligen Benedict in seiner Einsiedelei in Zoborhegy nachmachten.

Inzwischen war es das Zeitalter der Wunder. Sogar dem Fürsten Gesa verkündigte eine göttliche Erscheinung, dass ihm ein Sohn würde geboren werden, das Christenthum einzubürgern. Und wenn von diesem Sohn, Ungarns erstem Könige, dem heiligen Stephan, seine Untergebenen hörten, dass ihn während seines Betens ein himmlischer Glanz umstrahle, wird man es weniger verwunderlich finden als andere Erzählungen, wie die, dass er in der Nacht, von Seelenbegeisterung erhoben, eine mit Gottesgeschenken gefüllte Börse zu sich nahm, allein und heimlich die Armen aufsuchte und, wenn dann beim Austheilen der Geschenke Streit entstand und sie gar seinen Bart rauften, noch Dank sagte, dass er „der guten Sache wegen" leiden konnte. Kranke heilte er mit Worten, weissagte die Zukunft, den römisch-deutschen Kaiser bestimmte er durch die Wirksamkeit seines Gebetes zur Heimkehr und zwang die gegen ihn entsandten Meuchelmörder zu reuigem Geständnisse. König auf dem Throne und Anführer auf dem Schlachtfelde, war er auch Ascet, und man sah ihm gewaltig an, dass er unter der Macht des Chiliasmus aufgewachsen war. Und noch besser konnte man es an seinem Sohne, dem Herzog Emmerich erkennen. Heilig war auch schon sein Lehrer Gebhardt selbst. Zu ihm flüchteten sich das Hirschkalb und der kranke Wolf und blieben bei ihm und „giengen zusammen zum Thor hinaus auf die Weide und weideten zusammen und thaten sich nichts". Das Urbild der Selbstverleugnung — und sein Schüler Ascet.

Herzog Emmerich war es schon damals, als er die Führung übernahm. Wie oft ergötzte sich König Stephan durch die Spalten der Mauern in der Nacht an dem frommen Kinde, das mit Beten, Psaltersingen und eifrigen Andachtsübungen die Nacht durchwachte. Und wenn ihm als König auch bangte, dass der Thronfolger so starken Kampf gegen seine natürlichen Triebe unternahm, so freute es ihn doch zu wissen, dass seinen Sohn ein Ruhmeskranz umgab, da er betend ein freudloses Leben erwählt hatte, und dass der heilige Eusebius, Cardinal von Palästina, in der Todesstunde des Herzogs sah, wie die Engel dessen Seele in den Himmel trugen.

Ungarn war damals schon Monarchie, und der Geist, der das Herrscherhaus erfüllte, konnte auch auf das Land nicht ohne Wirkung bleiben. An Stelle des Altars des alleinigen Gottes erhob sich wohl noch manchmal der Altar des Schlachtengottes Hadur, aber er musste

doch bald wieder den Platz räumen. Der alte Glaube war zugleich politisches Glaubensbekenntnis, wie auch heute, scheint es, der Türke nur Mohamedaner sein kann; und da einmal die Politik sich so sehr verändert hatte, so konnte auch der Glaube nicht länger der nämliche bleiben. Der Rahmen der abendländischen Politik und gesellschaftlichen Ideale ist das Christenthum — und das Land richtete darnach seine Interessen, zum Theile auch seine Überzeugungen. Wir dürfen nicht annehmen, dass die bis zur Vergötterung gehende Glaubenssache nur einzelner Eigenthum und Auszeichnung war. Das Volk selbst glaubte an Wunder, nach deren Ursachen es nicht suchte, und so war es bereit, wenn auch nicht alles, doch viel zu thun, was man im Namen Gottes von ihm verlangte.

König Stephan, der den Charakter seiner Erwählten auf die Probe stellen wollte, gieng vergebens zum vesperlesenden Bruder Maurus; der stand gar nicht vor ihm auf, versuchte gar nicht, ihm den Hof zu machen wie viele seiner Genossen, unterbrach gar nicht die fromme Stille — „der Diener des Gotteskönigs verließ seinen Dienst nicht diesem Erdenkönige zuliebe".

Der heilige Stephan ernannte ihn zum Bischof von Fünfkirchen. Ihm, dem Haupt des Staates, der das Christenthum zur Staatsreligion machen wollte, waren solche Menschen nothwendig, die bedingungslos an ihrem Glauben hiengen, denn nur glaubens- und überzeugungsstarke Menschen konnten andere Herzen gewinnen. Solche Menschen waren aber auch dem Papst nothwendig. Geistliche, die den König nur als Macht zweiten Ranges ansahen, bedingungslos gehorchende Geistliche als die allerverläslichsten Verbreiter des Geistes des Christenthums und mit ihm der Macht des Papstes. Die Asceten dienten treu der Geistlichkeit, und „der Gehorsam gegen Rom wurde der Mittelpunkt des gläubigen Selbstbewusstseins". Größtentheils war er durch jene Asceten zu dem geworden. Aus allen Theilen der Welt pilgerte die Christenheit nach Rom. Vom Papst erwarteten die Könige den Glanz für ihre Kronen, die Sünder Absolution. Sie bestimmten die Bedingungen für das Tragen der Krone, wie der vom Engel gewarnte Silvester II. dem heiligen Stephan. Sie wählten die Pönitenzen der Sünder aus, bei welchen die Bußfahrten der Pilger eine große Rolle spielten. Herrn Konrad befahl Gregor VII., gefesselt die heiligen Orte so lange aufzusuchen, bis seine Ketten von selbst abfallen würden. Umsonst gieng er nach Jerusalem und zu anderen Gnadenquellen. Erst in Stuhlweißenburg beim Sarge des heiligen

Emmerich fielen die Eisen von seinem Körper ab. Angesichts des Wunders liefen Geistliche und Bauern zusammen, „Lob und Dank sagten sie dem Gott Vater und dem keuschen heiligen Emmerich, dem Confessor".

Die Pilgerungen zum heiligen Grabe waren besonders starke Mittel, das religionsgeschichtliche Bewusstsein zu erwecken. Schon zu Anfang des Mittelalters gieng der heilige Hieronymus von Pannonien persönlich ins gelobte Land und bestimmte seine pannonische Erbschaft zur Erbauung des Bethlehemer Klosters.

Wenn er selbst es auch nicht für wünschenswert hielt, dass der Besuch des heiligen Grabes allgemein werde, so ist es gewiss, dass doch viele seiner Landsleute es aufsuchten. So pilgerte der heilige Martin von Pannonia ins gelobte Land; um die Mitte des 6. Jahrhunderts gründete er neben Braga das berühmte Kloster von Duna und beförderte die Bekehrung der Sueven zum katholischen Glauben im großen.

Nach der Niederlassung der Avaren war Ungarn, wenn auch nicht ganz, so doch im allgemeinen genommen, für das Christenthum verloren. Dagegen eröffnete in der Geschichte der Jerusalemer Pilgerungen die Bekehrung der Ungarn einen ganz neuen Zeitabschnitt. Vom Schlusse des 10. Jahrhunderts angefangen zogen in möglichst dichten Haufen die frommen Gläubigen durch unser Vaterland gegen Osten. Woraus man übrigens nicht folgern darf, dass nur in Ungarn die für Reisen gewünschte Sicherheit gefehlt habe. So lesen wir, dass der heilige Clemens, des mit der ungarischen Königsfamilie verwandten schottischen Königs Malcolm und der heiligen Margarete (des Geschwisterenkels der ungarischen Königin Gisela) Sohn, ins gelobte Land wallfahrten wollte, aber von den Slaven in Stockerau als Fremder und Spion aufgehängt wurde. Den Leichnam des Märtyrers holte der heilige Stephan, oder Peter, nach Ungarn, ein paar Kilometer näher dem heiligen Orte, nach welchem sich der Lebende so gesehnt hatte. König Stephan war es, der unser Vaterland den nach Osten ziehenden Westeuropäern öffnete, die den gefährlichen Seeweg umso lieber mit dem Landweg eintauschten, als — wie Graf Angoulême mit großem Gefolge schon im Jahre 1027 erfahren konnte — der große Mann sie mit Gastfreundschaft empfieng und reich beschenkt weiter ziehen ließ. Indessen bloß in der zweiten Hälfte seiner Regierung nahmen die Kreuzzüge größere Dimensionen an. Sein Zeitgenosse Kalif Hakem (996 bis 1021) verbot aus Entrüstung über eines der Wunder in einem jerusalemischen Tempel, nämlich über die sich von selbst entzündende Lampe, was ihm als Betrug erschien, Christen wie Mohamedanern in

gleicher Weise die Religionsübungen zu Jerusalem, zerstörte einen großen Theil der Tempel und Klöster, und nur in seinem Todesjahre 1021 erlaubte er, an ihrer Stelle neue zu erbauen. Wahrscheinlich gründete der heilige Stephan selbst nach ihrem Muster für die nach Jerusalem pilgernden Ungarn — wie früher schon in Ravenna, Rom und Constantinopel — Kirchen und Einkehrhäuser. Von den näheren Umständen der Bauten haben wir allerdings keine Kenntnis, die bloße Thatsache aber beweist, dass unsere Vorfahren mit einem für neue Gläubige bezeichnenden Eifer gleich vom ersten Jahre angefangen das heilige Land aufsuchten. Da Stephan in Jerusalem auch ein Nonnenkloster gründete, nahmen sicherlich sogar ungarische Frauen an den beschwerlichen Pilgerzügen theil. Des heiligen Stephan Ansicht über die Palästinareisenden war übrigens wie ein halbtausend Jahre früher die des heiligen Hieronymus und die jenes frommen Klosterpriors, der den heiligen Gerhardt aufmerksam machte, dass es der Christenheit weniger nütze, wenn sie nach Jerusalem pilgere, als wenn sie in Ungarn predige. „Traun," sagte auch der heilige Stephan, als er von Gerhardts Vorhaben erfuhr, „wenn er hier bei uns bleibt, wird er auch nur Diener Gottes sein, gleichwie auch wir alle Diener Gottes sind. Wo könnte man angemessener Gott dienen als hier im Lande?" — „Erhebe nur Dein Wort und pflanze in das Herz des Volkes des Lebens Samen, nicht wolle nach Jerusalem gehen, denn ich lasse Dich gar nicht fort!"

Ebendieser Grundsatz war es, welcher später so viele ausgezeichnete ungarische Könige abgehalten hat von der Theilnahme an den Kreuzzügen, da zuhause für die Befestigung des Christenthums noch genug zu thun übrig war. Für die durchs Land reisenden Wallfahrer baute St. Stephan Hospitäler; sogar im Auslande ließ er solche für seine Ungarn bauen, damit diejenigen,die sich der Reise weihten, gestärkt im Glauben zurückkehren könnten. Der Laie mochte gehen und von Wundern erzählen, von denen er vernommen, von heiligen Andenken, die er gesehen hatte; der Geistliche hingegen sollte zuhause bleiben, wo er mehr nützen konnte. Je mehr Nachrichten man aus dem gelobten Lande brachte, desto verbreiteter wurde die Ansicht, dass es der Christenheit zur Schande gereiche, wenn Jerusalem und mit ihm die heiligen Orte noch länger in den Händen der Mohamedaner blieben: denn obschon Jerusalem auch ihnen heilig ist und Christus auch ihnen als Prophet gilt, so konnten sie im Glaubenswettkampfe auf Schritt und Tritt sich doch nicht verleugnen als Beleidiger christlicher Glaubens-

principien und religiösen Lebens, als Verspötter christlicher Gebräuche, als der Pilger Aussauger, denen die christliche Andacht nur willkommene Geldquellen bot. Der Gedanke der Rückeroberung Jerusalems beschäftigte den Papst schon zu Zeiten des Chiliasmus. Ein mächtiger Gedanke, der möglich gewesen wäre: im Namen der geschichtlichen Pietät die Völker Europas zu einem gemeinsamen Ziele zu vereinigen, die bis dahin noch unter verschiedenen religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen lebten. Solches Ziel konnten nicht bloße Wallfahrer verwirklichen, die sich zum heiligen Grabe auf Weg und Steg durch so viele fremde Länder hindurch bettelten, sondern bewaffnete Gläubige, die, wenn es noth that, mit Gewalt sich die Wege öffneten. Und der wird von Europas Christenheit Beherrscher sein, der diesen Kreuzzug zustande bringt.

Schon Papst Silvester II. dachte daran; nach den verworren vorgetragenen Legenden des heiligen Gebhardt zog das Christenheer auf seinen Befehl nach Jerusalem und kam ohne Unfall dort an, siegte über die Moslim und kehrte mit großer Freude nach Hause. St. Gebhardts Vater fiel im Kampfe, und sie fanden ihn würdig, in heiliger Erde begraben zu werden. Vielleicht war dies nur eine Art größerer Wallfahrt, wie sie die Normannen oder andere westeuropäische Helden manchmal unternahmen, und die mitunter zu Zusammenstößen führten. Silvesters II. Verdienst war bloß das Project.

1064 hören wir die erste verläſsliche Nachricht über größere Kämpfe. Damals führte Siegfried, der Mainzer Bischof, 7000 Mann durch unser Vaterland ins gelobte Land; unter diesen starb Günther aus Bamberg in Stuhlweißenburg. Diese volkreiche Wallfahrt kann auch nur eine bewaffnete Karawane gewesen sein, deren Einrichtung die Christen den nach Mekka pilgernden Mohamedanern abgelernt haben mochten. Die Kreuzzüge dürften auf keinen Fall Nachahmung solcher gemeinsamen oder einzelnen großartig angelegten wiederholten Wallfahrten sein — solche Kleinigkeiten hätten nicht zu weltgeschichtlichen Gestaltungen führen können — sondern eher Folgen der Ascese und des schließlich zum Ausbruch gekommenen Hasses zwischen Islam und Christenthum. In Ungarn zu Ende des 11. Jahrhunderts können die Mohamedaner nicht in kleiner Anzahl vorhanden gewesen sein. Nach den Erzählungen des Namenlosen Notars waren es schon zur Zeit der Landnahme Mén Maróts Chasaren, und wenn er auch, was weniger wahrscheinlich, darin geirrt hätte, so ist jedenfalls bezeichnend, daſs dieser Schreiber im 12. oder 13. Jahrhundert aus Ungarn über Vielweiberei, also über Mohamedaner zu berichten weiß.

Der Stamm der Chabaren, welcher sich noch in Lebedia zu den Ungarn gesellte, war mohamedanisch. Im Nyirgau, im Süden am Ausflusse der Drau und im Nordwesten zwischen Trencsin und Pressburg, an der Grenze der Čechen, lebten sie unter dem Namen „Székler“. Von der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts angefangen verbreiteten die von der Wolga gekommenen Bulgaren auch unter den nach Ungarn eingewanderten Bulgaren den Mohamedanismus. Schon zu Zeiten der Kreuzzüge müssen die Mohamedaner in nicht geringer Anzahl gewesen sein, und es scheint, dass mit dem Glauben zugleich auch arabische Bildung sich Bahn gebrochen hat. Johann Montoryi bringt im Jahre 1094 an die Ufer der Weser in das neugegründete Kloster Corvey arabische Bücher aus Pannonien.

Der Hass, welcher von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts angefangen gegen die Mohamedaner sich immer wach erhielt, entbrannte besonders lebhaft gelegentlich der Verfolgung der ungarischen „Saracenen“ (Neger) oder bulgarischen Muselmänner und Ismaeliten. Als der heilige Ladislaus sich veranlasst sah, dem Zeitgeist gemäß den Juden die freien Religionsausübungen einzuengen, beschränkte er sich betreffs der Ismaeliten lediglich nur auf solche, die nach ihrer Taufe zu ihrem alten Glauben zurückkehren würden. Auch diese mochte er nur insoweit bestrafen, als er sie zur Übersiedlung in andere Dörfer zwang. Sein Nachfolger Coloman trat schon strenger gegen sie auf. Er verbot einfach den Mohamedanismus, indem er erklärte, wer wegen Ausübung der Religionsgebräuche einen Ismaeliten anzeige, der erhalte dessen halbes Vermögen. Die sich nicht taufen lassen wollten, zwang er zur Auswanderung, und damit er auch in der Gesellschaft selbst an Boden gegen sie gewänne, befahl er, dass Ismaeliten nur an Ungarn ihre Töchter verheiraten dürften. Kannte er, der Bücherkönig, die arabischen Bücher so gut wie Apostat Julian die heiligen Väter? Und machte wohl die Durchblätterung der Bibel auf ihn denselben Eindruck wie die Lesung der Classiker auf jenen Römer? In einem waren sie aber sicher eines Sinnes, darin nämlich, dass beide einen starken Staatsglauben wollten, welcher jede Confession oder jeden anderen Glauben ausschlösse. Julian vertheidigte gegen den neuen den alten, Coloman gegen den alten den neuen. Aber Julian war nicht unerbittlicher gegen das Christenthum als Coloman gegen das ungarische Heidenthum und den Mohamedanismus. Keiner griff zur offenen Gewalt als Mittel, und bezeichnend war es, dass alle beide die Gesellschaft gegen den gehassten Glauben benützten, vor welchem

alle beide den Staat eifersüchtig behüteten. Vollständigen Triumph erntete keiner. Julian fiel, den Sieg des Nazareners verfluchend — seine Bemühungen waren völlig eitel — Coloman stürzte den alten Ungarglauben in Trümmer, aber er vermochte nicht den Mohamedanismus im Lande auszurotten, gegen welchen damals ganz Europa in Fieber brannte. Zwar waren ihrer wenig, aber immerhin gab es noch Getreue dieses Glaubens. In der That fanden sich Anhänger noch im 13. Jahrhundert, und ihre Geistlichen pilgerten nach Asien zur Quelle des mohamedanischen Wissens.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts waren nicht nur in Europa zwei südwestliche Halbinseln geeignet und örtlich bedeutend für den Antimohamedanismus, sondern so war es auch in unserem Vaterlande. Indessen bildete sich der Hass im Volke nicht so stark aus, weil „die ismaelitischen Moslim Ungarn oder wenigstens eine mit ihren Vorfahren verwandte Rasse waren“. Das Volk sah sie nicht mit den strengen Augen an wie ihr König, und mit ihnen verkehrend, Feste feiernd, ja sogar zusammenheiratend, trug es ihnen guten Willen oder wenigstens Gleichgiltigkeit entgegen. Deswegen, weil ihre Glaubensgenossen im weiten Asien durch das Leben Christus' geheiligte Orte besetzt hielten, wollte das Volk ebensowenig sie verantwortlich machen, als es sich über die mit ihm in einem Lande und in genug großer Anzahl lebenden Juden ärgerte, dass diese in demselben weiten Asien vor mehr als tausend Jahren Christum ans Kreuz geschlagen hatten. Der gewechselte Glaube vermochte noch nicht vollständig die Herzen zu beherrschen; die große Mehrzahl betrachtete ihn nur als ein Mittel, mit welchem sie die Gunst ihrer Könige erwerben und sich Ruhe und Erhaltung im Staate und in der Gesellschaft sichern könne. Aber einem Theile war eben das das gesuchte Ziel der Kreuzzüge, das Volk aus der Gleichgiltigkeit herauszureißen und diese in Begeisterung für das „eine Ideal“ zu verwandeln. Ungarn erhob es niemals vollständig und erweckte auch keine schwärmerische Begeisterung in ihm.

Jene frommen Pilger, die nunmehr ihren Weg zum heiligen Land durch Ungarn genommen hatten, mochten im heiligen Ladislaus einen ihrer Hauptführer zum künftigen großen und allgemeinen Kreuzzug erblicken. Der Heiligenschein umschimmerte sein Haupt schon zu seinen Lebzeiten. Seit dem Siege von Cserhalom war er der Held der Helden. Bei dem Zusammenstoß rettete er seinen eigenen König, befreite eine geraubte Jungfrau und kämpfte gegen die

Heiden; er übte ebendieselben Tugenden aus, welche das im Werden begriffene Ritterzeitalter von seinen Edlen verlangte. Vor der Großwardeiner Schlacht hatte er eine Erscheinung. Am hellen Tage sah er den Engel Gottes entgegenschweben, wie er seinem Bruder Gesa die dem Salomon entrissene Krone auf das Haupt setzte. Am folgenden Tage zu Anfang der Schlacht schlug der Held mit seiner Lanze auf ein Gebüsch, und ein aufgescheuchter schneeweißer Hermelin lief den Schaft seiner Lanze entlang und suchte geradewegs Rettung an seiner Brust. Wer anderer hätte die Schlacht wohl noch gewinnen können? Gleichwie Hunor und Magyar im Verfolgen des Hirschbockes die neue Heimat entdeckten, so zeigte auch ihm ein Hirsch den Ort, wo er sein Gotteshaus und mit demselben seine einstige Begräbnisstätte gründen sollte.

Hunnen griffen ihn an, schon erreichen sie ihn und schneiden ihn ab, doch Gott thut Wunder an seinen Heiligen: die Felsen bersten entzwei, ein ungeheurer Abgrund trennt den König von seinen Verfolgern, welche in den Abgrund stürzen. Das ist die Sage von der Entstehung der Tordaer Schlucht und des Szadelöer Thales.

Hunger, Durst suchen sein Heer heim. Zu Gott wendet sich der König; da kommen aus dem benachbarten Walde der Hirsch und das Wisent (Bison) gerannt, reichliche Jagdbeute bietend. Der Benebach springt aus der Spalte heraus, welche des Helden Schwert in den Felsen schlug, um die Quelle zu schaffen für die dürstenden Ungarn, und vernichtende Überschwemmung schickt er den Feinden. Anderen Ortes, in der Nähe von Fünfkirchen, wird sein Heer durch einen ungeheuren Sturm überrascht und mit Vernichtung bedroht; doch siehe! der Mecsekberg gestaltet sich plötzlich zu einem Schutzzelt um, und Gott selber behütet die Ungarn des heiligen Ladislaus vor jedem Unglück.

Pest entsteht unter den Kämpfenden, und der Unglaube erhebt sein Haupt. Doch der alte Gott der Ungarn wird bald alle Gefahr abwenden. Ladislaus schießt seine Pfeile ab, die also getroffenen Pflanzen verordnet er als Heilmittel, und Pest wie Unglaube verschwinden. Der fliehende Feind streut Gold zwischen die Ungarn, um sie im Verfolgungslauf aufzuhalten, das Gebet des heiligen Ladislaus verwandelt alles Gold in wertlose Kieselsteine, die Habsucht findet keine Ursache zur Verspätung, und das ungarische Heer erntet vollständigen Sieg.

Des ritterlichen Königs alte Soldaten erzählten die Mär von seinen Wunderthaten, und die Priester, Mönche und Weltlichen in ihren

Burgen oder Zelten, heimgekehrt aus dem gelobten Lande, lauschten den Reden und nahmen die Offenbarungen ihrer Seelen mit Andacht auf. Sie erfuhren auch, wie der große Mann sein Land eingerichtet hatte. Der siegende Held der Schlachten, der Männerschönheit Ideal, welche weise Gesetze gab er seinem Lande! Wie bewies er seinen Ungarn, dass europäische Auffassung sich durchaus mit dem urwüchsigen Ungarnthum vereinigen lasse, dass eifriges Christenthum mit nichten die Erniedrigung vor dem Deutschen bedeute wie auch die Gläubigkeit nicht das Ertragen der politischen Einmischung des Papstes!

Die mächtige Persönlichkeit, welche sich in ihm offenbarte, hätte übrigens nicht über die Grenzen gewirkt, wenn nicht schon bei seinen Lebzeiten der allgemeine Glaube entwickelt gewesen wäre, dass Gott für ihn all seine Wunder thue. Der Ruf der Wunder erhob Ladislaus aus Ungarns engem Kreise, und sein Name wurde beliebt und verehrt in der ganzen Christenwelt. Das wäre dann zur Zeit der Investiturkämpfe ein Mann gewesen, für den Priester, Helden und Soldaten in gleicher Weise sich begeistert hätten! Und wenn man um des Glaubens willen ein Heer in einen anderen Welttheil senden wollte, war da ein Würdigerer vorhanden als der Held und Heilige in einer Person? Derjenige, um dessen Person sogar des Büßers von Canossa, des römisch-deutschen Kaisers Schwager und Freund, der Gegner der Heiligen, Salomon mit eigenen Augen die Engel ihre feurigen Schwerter zu seiner Vertheidigung schwingen sah?

Auch im heiligen Ladislaus erwachte die Sehnsucht, das gelobte Land aufzusuchen; aber als Fürst eines mächtigen Reiches konnte er es nur an der Spitze eines bewaffneten Zuges thun.

Seit 1091, als er das in Somogyvár gegründete Benedictinerkloster für ewige Zeiten dem Languedoker Saint Gilleskloster (in Languedoc südwestlich von Nimes am rechten Ufer der Rhône gelegen) unterordnete, kam er oft mit seinen Mönchen in Berührung, welche allesammt geborene Franzosen waren. Saint Gilles war einer der Mittelpunkte des gallo-römischen Geistes, welcher schon jetzt seinen Triumphzug durch ganz Europa begann und die Unternehmungslustigen zur vollständigen Hingebung für die Kirche aneiferte. 1093 zog der Graf von Saint Gilles selbst ins gelobte Land, und Odilo, Prior von Saint Gilles, des Klosters von Somogyvár kirchlicher Vorstand, versäumte keineswegs, Ungarns König anzuspornen, der ohnehin nach solcher Richtung schon ein Gelübde gethan hatte. Es lag umso näher, als die Ausländer sich so am besten überzeugen konnten, dass endlich in Ungarn die Gesellschaft

christlich, die Ordnung hergestellt und die Regierung stark geworden war. Und nachdem die Regierung als friedensfreundlich sich gezeigt hatte, so lag keine Ursache vor wie bisher, an eine gefährliche Nachbarschaft zu glauben.

Ungarn benützte die errungenen Vortheile zur Erweiterung seiner Grenzen. Croatien war erst kürzlich erworben worden, was allerdings kaum den Gefallen des griechischen Kaisers erregen konnte. Zwar hatte es sich nur als Gerücht herausgestellt, dass die Unzufriedenen in Deutschland an Stelle ihres mit dem Bannfluch belegten Königs Heinrich IV. diesen ausgezeichneten Staatsmann und Heerführer, der auch vor der Geistlichkeit erhobenen Hauptes schritt, doch in allen erforderlichen Dingen aufs Gehorchen sich verstand, auf den Thron erheben wollten. Aber obschon alle Welt wusste, dass nach Salomons Tode die zwei Herrscher sich nicht nur ausgesöhnt, sondern sogar gemeinsame Angelegenheiten gegen den heiligen Stuhl hatten, so erkannte doch jedermann die christlichen Gefühle Ladislaus' als beinahe auf idealer Höhe stehend an, wie denn im damaligen Europa er der einzige Herrscher war, der als unbezweifelter Held auch den Ruf eines Heiligen genoss, dieserwegen musste bei allen christlichen Unternehmungen er in erster Reihe in Frage kommen.

Der auf einer italienischen Burg schmollend sitzende unglückliche Heinrich IV. wäre keinesfalls der geeignete Mann gewesen, während des Investiturstreites, ohnehin schon im gegnerischen Verhältnisse zu dem Papste stehend, ernstlich in Betracht gezogen zu werden behufs Erfüllung der Bitte des Komnenos Elek. Vom heiligen Ladislaus hingegen wusste schon damals ganz Europa, dass er wirklich und ernstlich sich für das gelobte Land vorbereite, und was jeder natürlich fand, dass eines solchen kriegerischen Landes kriegerischer Herrscher nicht wie ein einfacher Pilger sich auf den Weg machen könne, sondern mindestens mit so viel Reisigen erscheinen müsse, wie z. B. vor ihm der Mainzer Bischof mitgenommen hatte.

Auf die erste Nachricht seiner Vorbereitungen kamen zweifelsohne viele Ausländer, um die Theilnahme an der Karawane zu erbitten, und um unter seiner Führung mit größerem Vertrauen den gewagten Weg anzutreten.

So mag die Nachricht entstanden sein, dass die in Piacenza 1095 in den ersten Tagen des März eröffnete große Synode geradezu den heiligen Ladislaus als Führer aufgefordert habe. So viel ist sicher, dass die Synode, auf welcher angeblich 4000 Geistliche und 30.000

Weltliche erschienen waren, sich neben der Sicherung der kirchlichen Zucht und dem Verweis für Philipp, den französischen König, und Heinrich IV., den deutsch-römischen, eingehend auch mit der Bitte des griechischen Kaisers befasst hat. Der Papst rief die Gläubigen zuhilfe zugunsten der Griechen, und ein großer Theil der anwesenden Fürsten versprach gleich an Ort und Stelle, zur Vertheidigung des Glaubens und des Kreuzes mit einem Heere nach Constantinopel zu ziehen. Die Mitglieder der Synode mussten doch offenbar daran denken, dass der ungarische König, des griechischen Kaisers Schwiegervater, zur Beilegung seiner kleinen Reibereien mit dem Schwiegersohne und zur Theilnahme an der gemeinsamen großen Aufgabe zu bewegen sein werde. Die Hinzuziehung des ungarischen Königs und des griechischen Kaisers zum Unternehmen hätte dem christlichen Heere ungehinderten Durchzug und einen Landweg von 2000 *km* sichern können. Später infolge der veränderten Politik mussten sich die Christen die 2000 Kilometer mit dem Schwerte erkämpfen.

Da alle Welt wusste, dass die Reisevorbereitungen des heiligen Ladislaus ihrer Vollendung nahten, war es sehr natürlich, dass man, wie man es mit anderen Fürsten that, auch bei ihm anfragte; auch die Gesandten der Synode und des Papstes suchten ihn auf und verlangten den Aufbruch der Reise auf die Zeit zu verschieben, da die Synode irgendwelche reale Anordnung treffen werde können betreffs des Kriegszuges gegen die Seldschuken.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Gesandten nicht nur auf die vornehme Rolle zielten, welche in dem zugunsten des Balkan auszukämpfenden Kriege des mächtigsten nordwärts vom Balkan regierenden Staatshauptes harrte, sondern dass sie geradezu die Frage der Oberführung vor ihm aufwarfen, denn auf der Synode zu Piacenza war der Gedanke des Kriegszuges nicht nur zufälligerweise, sondern wohlerwogen aufgetaucht, wie denn auch alle Theilnehmer sicher schon dort gewisse Aufklärungen zu erwarten berechtigt waren über die Kräfte, auf welche sie sich zu stützen hätten.

Vor 700 Jahren, 1095, feierte den Ostertag (welcher damals auf den 25. März fiel) der heilige Ladislaus in Bodrog, „und wie er dort war“, schreibt die Legende, „kamen aus Frankreich, England und Britannien Gesandte zu ihm, ihn zu bitten, dass er ihr Fürst und Anführer sein wolle, damit sie die heilige Stadt Jerusalem aus den Händen und der Macht der Saracenen befreien könnten und Rache üben an ihnen für den Tod Jesu Christi“. Der heilige Ladislaus war — der Legende gemäß — sehr erfreut über den Antrag und ließ

kundthun, dass er theilnehmen wolle am Unternehmen, für welches ohne Zweifel, wenn auch nicht amtlich, ein beträchtlicher Theil ihn zum Hauptanführer wählte. St. Ladislaus konnte aber auf keinen Fall gründlich ans Werk gehen, bevor sich nicht eine neue Synode eingehender mit dem Kreuzzuge und mit der Frage der Führerrolle selbst befasst hatte. Bis dahin konnte er gleich den übrigen Herrschern Europas, welche theilzunehmen wünschten, keine andere Aufgabe haben, als einestheils Streitkräfte zu sammeln und anderntheils für den äußeren und inneren Frieden des Reiches zu sorgen, das er zu verlassen beabsichtigte.

Die eingetretene Pause benützte er, um seinen Einfluss bei der böhmischen Thronerbfrage zu verwerten, und vielleicht auch um die Böhmen für das erste große Unternehmen der Christenheit zu gewinnen. Indessen erkrankte er schon an der Grenze und starb den 29. Juni 1095, bevor er seine erst kürzlich noch heidnische Nation zur Vorkämpferin der Christenheit hätte umwandeln können.

Die Synode von Piacenza hatte vorderhand keine Erfolge, aber wenn sie auch nur im allgemeinen Verfügungen traf, so können wir trotz des Schweigens der ausländischen Chroniken mit den auf gründlichen Prüfungen beruhenden papalen Legenden annehmen, dass die Mitglieder der Synode den heiligen Ladislaus einstimmig zum Hauptanführer ausersehen hatten. Und das mag eine der Ursachen gewesen sein, dass nach vier Monaten abermals die Väter und Ritter zu einer Synode zusammentraten. Im folgenden Jahre zogen durch unser Vaterland die Kreuzfahrer schon zu Hunderttausenden nach Osten. Aber die Ungarn des heiligen Ladislaus waren nicht darunter. In Trauer saßen sie und klagten über den Tod ihres großen Königs.

Dankbar waren sie, weil er ihr Vaterland zu einem wirklichen Staat gemacht hatte, der nun anerkannt und geachtet zwischen den europäischen Mächten dastand. Und dankbar waren sie, dass er den christlichen Glauben vollständig ungarisch umgeschaffen und dem Katholicismus nationale Farbe verliehen hatte.

Mit der Politik der christlichen Kreuzzügeangelegenheiten brachen sie und schlossen sich Colomans kälterer, aber gesünderer Politik an. Gering waren sie an Zahl und jung noch im Christenthum. Ihr Vaterland und ihren Glauben hätten sie aufs Spiel gesetzt, wenn sie ohne Begeisterung und Ideale in einen Krieg gezogen wären, dessen Ausgang unabsehbar schien. Mit dem Christenthum waren sie ungefähr ähnlich daran, wie bei König Stephans Tische der fastende heilige

Günther mit dem Pfauenbraten. Der König, um seine Enthaltsamkeit zu prüfen, trug ihm davon an. Er bat Gott um Unterstützung, seine Gelüste zu unterdrücken, und da er vom Gebet aufblickte, flog der gebratene Pfau von dannen. Es mochte jedenfalls ein solches Unternehmen wünschenswert sein für ein auf Kampf und Krieg erpichtes Volk, welches ein zwischen die Sterne geschriebenes Ideal begeisterte, mit welterschütterndem Ruhm und europäischem Übergewicht unter der Führung eines großen Königs schmeichelte. Nach Ladislaus' Tod folgte aber das Zeitalter der Ernüchterung oder wenigstens des kalten Berechnens. Und gut war es, dass eben in dieser Zeit des politischen Fastens unsere Ungarn den schönen, aber eitlen und prahlerischen Gedanken der Kreuzzüge verfliegen ließen und sich einstweilen mit gutwilliger Neutralität begnügten. Den Geist Ladislaus' glaubten die Ungarn — wie die Hellenen den des Theseus bei Marathon — noch lange in den Schlachten zu sehen, doch dieser große Geist schützte sie nur zuhause, er führte sie nicht zu Angriffen an über die Grenze. Verspätet nahmen sie nur im 13. Jahrhundert mit Heeren an der drei Erdtheile erschütternden Bewegung theil, deren Anfang und Führung die Welt vom heiligen Ladislaus erwartet hatte.

Gott hatte für ihn Glänzenderes in Bereitschaft als die Jerusalemer Krone. Mit Wunderthaten heiligte er das Grab von Wardein und machte daraus einen Wallfahrtsort für Gläubige und für vaterländische Andacht. Und weil das Ausland im vorigen Jahre die 800jährige Feier des Beginnes der Kreuzzüge begieng, durften auch wir der phänomenalen Erscheinung des heiligen Ladislaus nicht vergessen, der gerade im Geburtsjahre der großen Ideen sterben musste, da ihm Europa die erste Führerrolle in dem großen Unternehmen zugedacht hatte.

Seine Nachfolger, die Bouillons, Tancreds, ernteten Fluch und niedrige Auffassung im Kampfe für die heilige Sache. Sie schufen der Rittertugend Vorbilder, eröffneten das ritterliche Zeitalter, die heldenhaften Zeiten, ohne dass sie die Welt von ihren Gebrechen geheilt hätten. Madáchs Tancred hatte wirklich Grund und hatte recht, sich in einen anderen Kreis zu sehnen, für seinen ruhelosen Geist anderen Spielraum zu suchen. Aber während er, nach Wissenschaft dürstend, den Kopf sich zerbricht, wie man nasses Feuer, trockenes Wasser macht, und, immer getäuscht, geht, läuft, allem nachstürmt, was im Gehirn ein den anderen jagender Gedanke als Ideal aufzustellen vermag, sehen die der Entnüchterung unzugänglichen späteren Nationen

gewiss mit Sehnsucht auf der Vorfahren Leben und Werke, in welchen sie trotz alledem auf viele edle und lebensfähige Gebilde stoßen. Und das 19. Jahrhundert denkt inmitten seiner Revolutionen mit Liebe an die vor 800 Jahren beginnende wilde, aber glänzende Ritterzeit, an dies erloschene rothe Nordlicht!

Der Geschichtsschreiber und der Dichter lassen es von neuem leuchten, damit die moderne Zeit bei den Flammen den Zaubergarten sehe, welcher so schönen Baum und so schöne Blumen zeitigte:

„Des Heldenthumes Eichenlaub,
Der Liebe Rose."



Anastasius Grün und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall.

Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns aus den Jahren 1831 bis 1854.
Mitgetheilt von **Anton Schlossar.**

Graz.

Es wird selbst jenem, der mit den Lebensschicksalen des einst so hoch gefeierten und heute noch zu den glänzendsten Dichtergestalten neuerer Zeit zählenden Grafen Anton Alexander von Auersperg vertrauter ist, nicht wenig Überraschung bieten, aus den nachfolgenden Briefen des „Wiener Poeten" das innige Freundschaftsbündnis zu ersehen, welches den deutschösterreichischen Dichter mit dem großen Orientalisten Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall verknüpft hat. Ohne dass etwa besondere Beziehungen auf dem Gebiete der orientalischen Sprachkunde oder deren Literatur vorlagen, hat sich dieser Freundesbund zwischen den beiden hervorragenden Geistern gebildet, dessen Entstehen umso merkwürdiger erscheint, als Graf Auersperg im Jahre 1831, mit welchem die Briefsammlung beginnt, 25 Jahre alt war, Hammer-Purgstall aber schon die Höhe des Lebens überschritten, freilich seine stets jugendliche geistige Spannkraft sich bewahrt hatte, die ihn bis zu seinem im hohen Alter (1856) erfolgten Tode nicht verließ. Wer das literarische Leben des damaligen Wien und alle übrigen geistigen Bestrebungen Hammer-Purgstalls ins Auge fasst, wird allerdings die Verbindung der beiden Männer trotz des Altersunterschiedes von 32 Jahren nicht unerklärlich finden.

Es erscheint für das volle Verständnis der mitgetheilten Briefe nothwendig, hierüber und über einzelne Momente aus dem Leben der

beiden, zunächst Baron Hammer-Purgstalls einiges hier anzugeben. Welche Bedeutung der Orientforscher und -Kenner schon zu Anfang des Jahrhunderts für die Erkenntnis des Morgenlandes und der Literatur desselben erlangt hatte, ist eine bekannte Thatsache, ebenso der Umstand, dass seine Bestrebungen in Fachkreisen so manchem Widerstande begegneten, manchen Tadel erdulden mussten und die heutige orientalische Wissenschaft allerdings ganz andere, strengere Pfade wandelt, als sie zu seiner Zeit der an Arbeitskraft und Fleiß geradezu unerreichte Hammer-Purgstall eingeschlagen hat. Es ist hier weder der Ort, noch die passende Gelegenheit, darüber zu rechten, und muss die Entscheidung überhaupt den bezüglichen Fachgelehrten überlassen bleiben. Von den jüngsten Biographen Hammer-Purgstalls hat in neuerer Zeit Ottokar Freiherr von Schlechta-Wssehrd, selbst ein gelehrter Kenner des Orients, in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Bd. X (1879), das staunenerregende Wirken und die bewunderungswürdige Schaffenskraft dieses unermüdlichen Geistes am besten in Kürze dargelegt und der jetzigen Generation wieder in Erinnerung gebracht. An dieser Stelle sei nur darauf hingedeutet, dass Hammer auch eine beachtenswerte poetische Begabung aufwies, ja in seinen ersten Veröffentlichungen geradezu als Dichter aufgetreten war. Hatte er doch schon frühzeitig die Aufmerksamkeit Wielands auf sich gezogen, welcher die Ode „Asia" des jungen Gelehrten, der kaum die orientalische Akademie in Wien verlassen, im Jahrgange 1797 des „Teutschen Merkur" sowie noch andere ihm von demselben gesandte Beiträge zum Abdrucke brachte. Hammer blieb auch Jahre hindurch ein treuer Mitarbeiter des „Merkur". Dass die Übertragung des „Divan" von Hafis, welche Dichtung Hammer zuerst aus dem Persischen übersetzte und 1813 bis 1814 bei Cotta herausgab, zu unseres größten Dichters „Westöstlichem Divan" den Anstoß gab, ist bekannt; die große Weimarer Goethe-Ausgabe hat in den Anmerkungen zu Bd. VI (1888) hierüber neues wertvolles Material gebracht. Also sehen wir den österreichischen Orientforscher in Beziehungen zu den großen Männern unserer classischen Dichtung. Aber sein Einfluss machte sich ganz besonders auch in Wien geltend, als er, seit 1817 zum wirklichen Hofrathe ernannt, dauernd in der österreichischen Residenz weilte. In dem Hause der Kärntnerstraße, das er nach seiner Vermählung mit Karoline von Henikstein bewohnte, fand sich stets eine glänzende Gesellschaft der erlesensten Geister zusammen, Gelehrte, Dichter und Künstler giengen hier aus und ein, und es war ein besonderer Stolz

des so vielseitig thätigen Hausherrn, dass von den hervorragenden Poeten des zeitgenössischen Wien wohl kaum einer in dem Gesellschaftskreise fehlte.

Den Sommer brachte Hammer gerne in Döbling, wohl auch in dem Schlosse Hainfeld in Steiermark zu, an beiden Orten wusste er wieder geistvolle Männer um sich zu versammeln. Über das Schloss Hainfeld, welches in den nachfolgenden Briefen öfter erwähnt wird, ist noch Bemerkenswertes mitzutheilen. Dasselbe, im freundlichen Raabthale der Steiermark gelegen, war zuletzt im Besitze der Grafen von Purgstall, eines Geschlechtes, dessen vorletzter Abkömmling Graf Wenzel Johann durch hervorragende Geisteseigenschaften und durch seinen persönlichen Verkehr mit Wieland, Kant, Goethe, Lavater, Herder und anderen literarischen Größen jener Zeit hoher Aufmerksamkeit wert erscheint. Er bekleidete eine höhere Finanzhofstelle in Wien, und in ähnlicher Weise wie später das Haus Hammer-Purgstalls war zu Anfang unseres Jahrhunderts des Grafen von Purgstall Haus ein Sammelplatz der geistigen Elite der österreichischen Residenz. Auch Josef von Hammer, welcher zu jener Zeit noch nicht in den Freiherrnstand erhoben war, aber schon als Gelehrter berühmt zu werden begann, fand sich öfter ein und gewann die besondere Zuneigung des Grafen, den er selbst auf dem Schlosse Hainfeld zuweilen besuchte. Aber ein jäher Tod ereilte den Grafen im Jahre 1812, und im Jahre 1817 folgte ihm auch der einzige Sohn Wenzel Gottfried, ein hochbegabter Jüngling, im Tode nach. Die aller Lebensfreuden beraubte Gräfin Johanna Anna von Purgstall, eine Schottin vornehmster Abkunft — sie konnte sich rühmen, als eine Cranestoun von altem königlichen Geschlechte abzustammen — lebte seit dem Tode ihres theuren Gatten und Sohnes zurückgezogen in Hainfeld, nur ihrem Schmerze, dem Wohlthun Unglücklicher und Bedrängter und der Pflege edler Lectüre hingegeben, ihren Verkehr bildeten nur etwa Männer der Wissenschaft, welche sie besuchten, und unter diesen stand Hammer, der gelehrte Freund des verstorbenen Grafen, obenan. Er leistete der später auch körperlich schwer Leidenden auf dem Schlosse nicht selten Gesellschaft, wenn es ihm seine Zeit gestattete, bis zu dem im Jahre 1835 erfolgten Tode der unglücklichen edlen Dame. Da das Geschlecht der Purgstall mit ihr ausgestorben war, vermachte zum Danke für die treue Anhänglichkeit die Gräfin testamentarisch nicht nur das Schloss Hainfeld dem bewährten Freunde ihres Hauses, sondern über ihre Veranlassung wurden

auch, da gleichzeitig Josef von Hammer 1835 in den Freiherrnstand erhoben worden war, der Name und das Wappen der Purgstall ihm als Freiherrn von Hammer-Purgstall durch kaiserliche Entschließung verliehen.

Seit jener Zeit verlebte Hammer-Purgstall gerne die ihm gegönnte freie Zeit in den altehrwürdigen Räumen seines Schlosses, dessen waldige zugehörige Umgebung heute noch manches orientalische steinerne Erinnerungsdenkmal aufweist, das der für den Orient begeisterte Gelehrte daselbst errichten ließ. Auch am Gebäude des Schlosses erinnern Steine und Sprüche an den „Morgenländer", insbesondere hat dieser in der Schlosskapelle der Gräfin ein Kenotaph mit entsprechender Inschrift ebenfalls im orientalischen Geschmacke errichten lassen.

Jenes Schloss war es denn auch, in dem der jüngere Freund Graf Auersperg-Anastasius Grün den zu jener Zeit hoch gefeierten Freiherrn von Hammer-Purgstall einigemale besuchte. Vom Jahre 1825 etwa hatte Auersperg die sogenannten philosophischen Studien in Wien betrieben, sich darauf dem Studium der Rechtswissenschaft zugewandt, welches er in Wien begann, in Graz 1827 und 1828 fortsetzte und wieder in Wien beendete. Schon in Graz hatte er sich mit den Vorarbeiten zum „Letzten Ritter" beschäftigt, auch manche einzelne Ballade für diese Dichtung bereits verfasst. Gegen Ende der Zwanzigerjahre tauchen Gedichte mit der vollen Namensunterschrift Auerspergs in den Wiener Zeitschriften „Philomele", „Theaterzeitung" und in den damals so beliebten Almanachen und Taschenbüchern auf; damals auch trat wohl der Dichter zu dem Orientalisten auf Wiener Boden in das freundschaftliche Verhältnis, über welches die hier folgenden Briefe Näheres berichten. Was ein anderer Freund Auerspergs, K. Gottfried von Leitner, als Eigenart desselben hervorhebt, dass sich dieser nämlich mehr Männern anschloss, „die ihm an Lebensjahren, Erfahrung und Reise etwas vorausgiengen", zeigt sich auch in dem Freundesbunde zwischen Auersperg und dem ihm an Jahren so außerordentlich überlegenen Hammer-Purgstall. Letzterer wurde jedenfalls zuerst auf den in der Residenzstadt schon besondere Beachtung erweckenden „Anastasius Grün" aufmerksam, dessen „Blätter der Liebe" 1830 erschienen waren und trotz ihres harmlosen Inhaltes merkwürdigerweise schon manche Anstände mit der Censur zu bestehen hatten. Es ist bekannt, dass die „Blätter der Liebe" in weiteren Kreisen noch ziemlich spurlos vorübergiengen. Mehr Aufmerksamkeit lenkte der „Letzte Ritter" auf sich, als derselbe in dem

gleichen Jahre auf den Plan trat. Aber nicht zu vergleichen war diese mit dem Aufsehen, welches die anonym hervorgetretenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ in und außer Österreich erregten. Der Poet wahrte seine Anonymität in der ängstlichsten Weise und hatte allerdings guten Grund hierfür. Das Buch war wie ein Feuerbrand in die Herzen gefallen, und diese politischen Lieder in der glühendsten dichterischen Sprache hatten alle Seelen mächtig erregt, sie hatten aber auch dem „System“ in Österreich den Krieg erklärt, und kein Wunder war es, dass die Vertreter desselben eifrig nach dem „Wiener Poeten“ fahndeten. Und dieser selbst? Er weilte in dem von seinem Vater überkommenen Schlosse Thurn am Hart, nahe dem Städtchen Gurkfeld in Krain an der croatischen Grenze, in ländlicher Einsamkeit, pflegte seine Weingärten und Felder und überwachte deren Bearbeitung, kurz, er widmete sich nahezu ganz der Landwirtschaft. Ab und zu aber erschien doch wieder ein neuer, zumeist in Thurn am Hart entstandener Band jener Dichtungen, welchen seitens der literarischen Welt Deutschlands und Österreichs schon mit Spannung entgegengesehen wurde; 1835 folgte der bilderreiche, in seiner Diction an die „Spaziergänge“ erinnernde „Schutt“, 1838 die zweite Auflage der Gedichte u. s. f. Allerdings gestattete dem Dichter seine freie Stellung als Gutsherr, auch manche Reise zu unternehmen; fast alljährlich besuchte er Wien und den poetischen Freundeskreis daselbst, dabei hielt er sich, wenn er durch Graz kam, auch wohl in der freundlichen Murstadt auf. Es ist bekannt, dass Auersperg zu Wien mit den literarischen Freunden in Neuners „Silbernem Kaffeehause“, jenem geradezu berühmt gewordenen Sammelplatze der literarischen Größen der Residenz, zusammentraf, dort fand er alle von Ruf und Bedeutung beisammen, insbesondere auch den edlen melancholischen Lenau. Nicht bekannt ist es, dass Anastasius Grün schon den ernsthaften Plan gefasst hatte, mit Lenau nach Amerika überzusiedeln und daselbst zu verbleiben, ein Vorhaben, das zum Glücke aufgegeben wurde, wie aus noch vorliegenden, nicht veröffentlichten Briefen hervorgeht. Seitdem Auersperg auch mit dem Stuttgarter „Morgenblatte“ und dessen Redacteur Gustav Schwab in Verbindung getreten war, lockte es ihn, schwäbischen Boden zu betreten und den Dichterkreis daselbst persönlich kennen zu lernen. Er besuchte daher schon im Sommer 1830 Stuttgart, wurde von Schwab gastfrei, von Uhland, Justinus Kerner, den Gebrüdern Pfizer und allen übrigen Poeten jenes Kreises auf das herzlichste aufgenommen und verbrachte schöne Tage in deren Mitte. Nach einer großen

Reise durch Italien im Winter 1835 bis 1836, die er bis Rom und Neapel ausdehnte, machte Auersperg noch im Sommer des letzteren Jahres in Begleitung Bauernfelds jene Fahrt durch Deutschland, welche ihn insbesondere in die nördlichen Gegenden führte, und auf welcher er zu Weimar mit Ottilie von Goethe bekannt wurde, die dem jungen genialen Dichter ihre besondere Bewunderung entgegenbrachte. Manches Bezeichnende wäre von diesen Reisen zu berichten, wozu hier nicht der Ort ist. Im Jahre 1839 hat sich der Dichter vermählt. Es ist nicht zu entscheiden, ob das zurückgezogene Leben an der Seite der Gattin eine Lücke in dem Briefwechsel mit Hammer-Purgstall zur Folge hatte, wie sich thatsächlich, wenn man die Datierung der nachfolgenden Briefe beachtet, eine solche ergibt, oder ob vielleicht manche der Briefe verloren gegangen sind. Jedenfalls geben die erhaltenen gerade über die glänzende Poetenzeit Anastasius Grüns interessanten Aufschluss, schildern sein Leben, sein Thun und Treiben und bieten wertvolle Beiträge zur Kenntnis seines Daseinslaufes mit Auerspergs eigenen Worten.

Leider hat sich bis heute noch kein Biograph Anastasius Grüns gefunden, nachdem auch Ludwig August Frankl, dessen Absicht es war, eine genaue Lebensschilderung des ihm persönlich nahe Gestandenen abzufassen, aus dem Leben geschieden ist.

Dass nach Hammer-Purgstalls Tode Graf Auersperg sich auch als Staatsmann und Parlamentarier einen glänzenden Namen errungen, ist bekannt, doch darauf ist an dieser Stelle nicht weiter einzugehen.

Die Bemerkungen zu den einzelnen Briefen dürften dem Leser, zumal sie mitunter aus ungedruckten Quellen schöpfen, willkommen sein. Manche Stellen werden ihre Erklärung in dem hier oben Mitgetheilten finden.

✦

Thurn am Hart, den 14. Juni 1831.

Lieber, theurer, trefflicher, angebetheter ꝛc. ꝛc. mit Epithetis nicht zu erschöpfender Freund und Gönner!! Wenn Du wüßtest, wie oft und warm ich Deiner gedacht und wie sehnlich ich immer eine sichere Gelegenheit herbeigewünscht habe, Dich dessen auch brieflich zu versichern, so würde Dein so freundlicher, lieber Brief frey von Vorwürfen geblieben seyn; doch auch diese sind mir lieb und werth und ich möchte sie nicht gern aus dem Briefe heraushaben. Als ich durch Grätz, wo ich Deine Aufträge gewissenhaft besorgt habe, durchpassierte, dachte

Fellner noch nicht daran, nach Wien übersetzt zu werden; nur da dieß so plötzlich geschah erhielt ich die Nachricht davon zuerst durch einen Freund aus Gratz aber bereits nach Fellners Abreise, und später von ihm selbst aus Wien. Daher war es mir nicht leicht möglich ihm etwas an Dich mitzugeben. Sonst aber fügte sich keine andere ganz zuverlässige Gelegenheit.

Du hast also die Feyertage auf dem Lande am Fuße Deiner Vaterlands-Berge zugebracht und dort auch Deines entfernten Freundes und Verehrers gedacht. Wie glücklich macht mich dieses Bewußtseyn, und wie sehr hebt es mich oft empor und richtet mich auf, wenn ich den Funken, der aus den Sternen in meine Brust gefallen ist, für gar zu klein und spärlichen Lichtes halte, um ihn leuchten lassen zu wollen unter den Heiden! Daß mein Wille und meine Gesinnung rein und lauter ist, weiß ich und vielleicht mancher andere, aber an der Kraft habe ich oft gezweifelt. Dein Wort und Antheil beschwichtigt bisweilen diese Zweifel, denn Du bist zu edel und wahr, um mit mir Mummerey treiben zu wollen.

Von unserem Hortenburger habe ich vor einigen Wochen einige Zeilen erhalten, voll des alten Ungestüms und Franzosengrolles nebst einigen untermischten Prophezeyungen, an die ich aber nicht ganz glauben kann. Schreibst Du ihm einmal, so vergesse nicht, ihm gelegentlich meine besten Grüße aus der Ferne zukommen zu lassen.

Gegen Ende dieses Monats kommt der Erzherzog in unsere Gegend, um der Vermählung des Sohnes einer meiner steyrischen Nachbarn (Hendl von Rebenburg in Lichtenwald) mit einer reichen Generals-Tochter aus Obersteyermark beyzuwohnen und dann die landwirthschaftsgesellschaftliche Sitzung in dem mir gegenüberliegenden Raan abzuhalten. Ich werde nicht ermangeln meine Aufwartung zu machen.

Wenn ich Dir mit Torturen an den Leib rücken könnte, so müßtest Du mir den Eid schwören im Verlaufe dieses Sommers nach Steyermark zu kommen. Dann würde ich Dich entweder an irgend einem Rendezvous aufsuchen oder Du müßtest einige Tage in meiner freundlichen Eremitage zubringen. Ich brenne vor Ungeduld und Sehnsucht, Dich baldmöglichst zu sehen und zu sprechen. Lasse ja Deinen nächsten Brief dieses Versprechen enthalten! Novitäten kann ich Dir aus meiner ländlichen Zurückgezogenheit wenig mittheilen, meine unwandelbare warme innige Liebe und Verehrung für Dich ist eine Antiquität und wird es vielmehr noch werden. Daß wir gegenwärtig mit der Heumahd und in Kürze mit dem Schnitte beschäftigt sind, daß die Weingärten

trefflich zeigen u. s. w. wird Dich wenig interessiren, eben so wenig die üble Witterung die uns seit einigen Tagen plagt, und vor welcher Gott Dich und die lieben Wiener verschonen möge. Uibrigens lebe ich hier vergnügt und Beschäftigung macht mir die seit der Abreise meiner Mutter und Schwester eingetretene complette Einsamkeit erträglich; nur fühle ich öfters das Bedürfniß der Mittheilung und des Ideenaustausches gar empfindlich und leider ist hier alle Gelegenheit dazu abgeschnitten. Herrmannsthal befindet sich in Laibach in einer ähnlichen Lage; seine auf dieß Verhältniß Bezug habende Gedichte in der Modenzeitung wirst Du wohl nicht ohne Beyfall gelesen haben. Freund, komme bald und ergänze! Mit herzlichem Gruß Kuß und Handschlag unabänderlich Dein treuer Freund Anastasius.

Deiner verehrungswürdigen Frau meine beste Empfehlung!

Was macht Zedlitz, wo treibt er sich herum? Grüße auch ihn vielmal! Hast Du die Dir jüngst zugesendete Fracht von Grüßen durch meinen Vetter, den Hofrath empfangen?

❦

Bei der Erwähnung Fellners in dem vorliegenden Briefe ist dieses vortrefflichen Freundes Auerspergs zu gedenken, welchem letzterer die 1830 erschienene erste Auflage seines „Letzten Ritters" (der Censur wegen unter dem Namen „Ernfell") widmete. Josef Fellner war keine literarisch bedeutende Persönlichkeit, aber ein überaus fein gebildeter Geist. Er hatte den Grafen schon, als dieser in Graz studierte, kennen gelernt und verblieb in freundschaftlichsten Beziehungen zu Auersperg bis zu seinem (Fellners) Tode. Als österreichischer Verwaltungsbeamter war Fellner 1815 zu Graz in den Staatsdienst getreten und als jubilierter Statthaltereivicepräsident 1873 im 83. Jahre ebendaselbst gestorben, nachdem er in seiner amtlichen Laufbahn nur einmal kurze Zeit, 1831 bis 1832, in Wien zugebracht hatte. Anastasius Grün verfasste für ein Grazer Localblatt selbst einen längeren Nekrolog, welcher des edlen Freundes und aller seiner ausgezeichneten Eigenschaften höchst ehrend gedachte.

Der „Hortenburger" ist der bekannte österreichische Historiograph und Patriot Josef Freiherr von Hormayr zu Hortenburg (1782 bis 1848), welcher außer seiner politischen später auch eine bedeutende literarische Rolle in Österreich spielte. In dem von ihm begründeten „Archiv" (1811 ff.) sowie in dem ebenfalls von ihm geleiteten „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" (1811 ff.) sind vielfach auch Gedichte zeitgenössischer österreichischer Poeten, darunter solche

Anastasius Grüns enthalten, mit welchem Hormayr überhaupt in lebhaftem Briefwechsel stand, und dem er zu mancher historischen Dichtung selbst die Anregung gab.

Unter dem „Erzherzog" ist der für die culturelle Entwicklung der österreichischen Alpenländer unermüdlich thätige Erzherzog Johann Baptist von Österreich zu verstehen, welcher insbesondere für die Hebung der Bodencultur jener Länder von unendlichem Einflusse war. Dieses Fürsten ist auch in dem nächsten Briefe ausführlicher gedacht.

Franz Hermann von Herrmannsthal (1799 bis 1875) zählte früher ebenfalls zu dem Wiener Poetenkreise; im Jahre 1831 bekleidete er eine Staatsanstellung in Laibach. Seine feinsinnigen „Gedichte" erschienen 1830. Die hier angedeuteten Dichtungen, ein Cyklus unter dem Titel „Strophen aus der Fremde", erschienen in Schickhs „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" 1831, Nr. 61.

❦

Thurn am Hart, den 19. July 1831.

Einziger!

Ich warne Dich vor mir selbst; denn so bald ich Dich wieder zu sehen bekomme, schwebst Du in der größten Lebensgefahr! Denn erwägst Du die Freundschaft und Güte, welche Du in Deine Zeilen an mich legst, die Schnelligkeit, mit welcher Du diese Tauben mit dem Oelzweig an mich Verlassenen entsendest, rechnest Du hiezu die Maße Deiner sonstigen Liebenswürdigkeit und meine gränzenlose Sehnsucht und Ungeduld, Dich wiederzusehen, so wirst Du es begreiflich finden, daß Du bey meiner nächsten stürmischen und derbherzlichen Umarmung Gefahr läufst, Deinen unsterblichen Geist aufzugeben! Aber demungeachtet fordere ich Dich auf, nach Art großer Seelen Dich kühn in die Lebensgefahr zu begeben, und bin egoistisch genug, diese gefährliche Crisis recht bald herbeyzuwünschen. Bestimme Ort und Stunde, und ich fliege nach Hainfeld, oder wo Du sonst hin willst! Und hierauf Hand und Mund! Bezeichne mir zugleich etwas näher die Lage Hainfelds, damit ich genau wisse, den kürzesten Weg von hier aus einzuschlagen. Eines nur könnte mich an diesem Rendezvous, das ich mir ganz göttlich vorstelle, hindern, nähmlich die ver . . . Cholera! Mehrere Ortschaften, durch welche der Cordon, der Krain von Croatien absperren soll, gezogen ist, sehe ich von meinem Fenster aus; es dürfte sich daher leicht fügen, daß auch ich innerhalb die Cordonslinie mit der Zeit gerathen könnte und mir somit der Weg zu Dir abgeschnitten

würde! Doch so übel wird mir der Himmel nicht wollen, und ich rufe daher: auf ein baldiges fröhliches Wiedersehen!

Zur Versammlung der Naturforscher werde ich keinesfalls in Wien seyn können, da sich um jene Zeit hier die wichtigsten Geschäfte für mich ergeben und mich vor Mitte November nicht verlassen werden. Bis dahin bin ich noch angekettet, dann aber eile ich zum zweiten schönen Wiedersehen nach Wien! Einstweilen aber bleibe die Losung: Hainfeld!

Der Erzherzog war jüngst die Güte und Liebenswürdigkeit selbst. Auf dem schönen Bergschloß, unter fröhlichen Hochzeitgästen, in zwangloser heiterer Gesellschaft, in frischer freyer Luft, zwischen schönen Rebenhügeln, schien er ganz in seinem Elemente. Der Gamsbart auf seinem Käppchen und die Worte aus seinem Munde, mahnten beyde an die Höhen, auf denen er geistig und leiblich gerne steht. Ich kehrte voll des schönen, nachhaltigen Eindrucks nach Hause und erinnere mich oft jenes herrlichen Abends.

Ich danke Dir und Menzeln für Eure schmeichelhafte Erinnerung und Theilnahme. Menzel hat mich selbst in einigen freundlichen Zeilen von seiner Anwesenheit in Wien benachrichtigt. Du kannst Dir denken, wie schwer ich unter diesen Umständen meine Abwesenheit von Euch verschmerze, da ich Menzeln wirklich aufrichtig verehre und liebe, und ihm durch alle mögliche Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit gerne einen Theil meiner alten Schuld, nähmlich für die liebevolle Güte, die er mir voriges Jahr in Stuttgart erwies, abgetragen hätte. Mögest Du ihm meine wärmsten und besten Grüße tausendfältig entrichten!

Mein Harem, das sich Deiner liebenswürdigen Theilnahme erfreut, hat seinen Sitz in Laibach aufgeschlagen. Ich eile morgen dahin auf einige Tage und werde nicht ermangeln, die „Huldigung" zu entrichten, wiewohl es nur der Auftrag eines so lieben, trefflichen, verehrten u. s. w. Freundes über mich vermag, mit demselben de poëtis & poëticis zu verhandeln. Bald bin ich jedoch zurück, wo ich einige Zeilen von Dir als freudigen Willkommen zu treffen hoffe.

Dein Sohn geht also in die Ingenieurakademie! Ich rufe mein herzliches Glückauf! Auch ich war in Arkadien!

Deiner verehrten Gattin meine Empfehlung! Dich vielmals umarmend, mit herzlichem Gruße Dein A.

✱

Wolfgang Menzel, welchen Auersperg in Stuttgart persönlich kennen gelernt, hat in seiner „Reise nach Österreich im Sommer

1831" (Stuttgart 1832) auch des Dichters, den er in Wien nicht angetroffen, freundlich gedacht. Näheres über sein Zusammentreffen mit Anastasius Grün berichtet Menzel in den von seinem Sohne herausgegebenen „Denkwürdigkeiten" (Bielefeld und Leipzig 1877).

❦

Thurn am Hart, den 28. November 1831.

In meiner gegenwärtigen Einsamkeit, ja Abgeschiedenheit, von allem geselligen Umgange abgeschnitten, durch die rauhere Jahreszeit auf mein Zimmer beschränkt, ein Landleben — zwischen meinen vier Wänden führend, war es mir ein wahres Labsal in Deinem Briefe wieder einmal einen Bothen der Freundschaft und Theilnahme zu begrüßen, und es ist vielleicht großentheils Egoismus, daß ich so schnell darauf antworte, indem ich durch diese Pünktlichkeit bald wieder solch einen lieben Freundesbothen herbeizurufen hoffe. Seit zwey Tagen bin ich hier fast ganz verschneyt und alle Anzeichen lassen einen strengen Winter erwarten. Wenn sich nur der 29ger Winter nicht erneuert! — Daß Sartori mir die Ehre oder Unehre (— da ich das Werk trotz meiner Neugierde und aller Bemühungen noch nicht auftreiben konnte, vermag ich nicht zu beurtheilen, welches von beyden hier der Fall sey? —) angethan hat, mich in einem amtlichen Gutachten, wie Du mir schreibst, für den "unfehlbaren" Verfasser der "Spaziergänge eines Wienerdichters" zu halten, aus dem Grunde weil sich ähnliche Gesinnungen wie im "letzten Ritter" auch hier wiederfänden, ist, um mich des schonendsten Ausdruckes zu bedienen, mindestens sehr indiscret und vorschnell. Ob eine derley Ähnlichkeit wirklich stattfindet, kann ich aus Unkenntniß des fraglichen Werkes nicht entscheiden; aber, auf eine bloße Ähnlichkeit hin Verdacht und Argwohn auf einen in ländlicher Zurückgezogenheit und friedlicher Stille zufrieden lebenden Menschen zu lenken, kann nur ein Sartori verantworten. Meine ökonomische Thätigkeit hat mich zwar schon lange nicht zur poetischen Muße kommen laßen, indeßen glaube ich noch immer, daß, was ich noch zu leisten vermöchte, nicht zur Schande unseres Vaterlandes gereichen würde; allein derley dumme Geschichten müßen Einem alle Lust verleiden und ich habe den festen Entschluß gefaßt, die Schriftstellerey ganz an den Nagel zu hängen, damit derley Leuten fernerhin die Mühe erspart werde, ihren Scharfsinn in der Auffindung von Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zwischen meinen und fremden Sachen zu üben. Übrigens überlaße ich guten Muthes meine Ehrenrettung der alles aufklärenden Zeit, und erfreue mich in stiller Thätigkeit meines

gegenwärtigen Wirkungskreises, der mir, freylich zwar nur im Kleinen, aber doch immer Gelegenheit und Stoff genug biethet, zu zeigen, daß es mir Ernst ist, dem Staate und der Menschheit nützlich zu seyn. — Da die Zeit, in welcher ich mich in den heiligen Ehestand zu begeben gedenke, nicht mehr allzufern seyn dürfte, so werde ich jedenfalls trachten, diesen Winter noch nach Wien zu kommen, einestheils um zu obigem Behufe einige Einkäufe zu besorgen, und andern- und größtentheils, um von meinen dortigen Freunden und Verwandten auf längere Zeit Abschied zu nehmen, da ein schwer befrachteter Ehemann nicht mehr so leicht reist, als ein lustiger schnellfüßiger Junggesell. Vor Mitte Jänners wird es mir jedoch schwerlich möglich seyn, hinaus zu kommen, da ich noch durch gute 4 Wochen mit der jährlichen Abrechnung mit meinen Unterthanen ("Stift") zu thun haben, und mich dann noch einige Zeit in Gratz aufhalten werde. Ich hoffe daher noch zuversichtlich von Dir Nachrichten zu erhalten, denen ich, wie Allem, was von Dir kommt, mit Sehnsucht und Liebe entgegensehe. — Was Du mir von Fellners Unzufriedenheit mit seinem Wienerleben schreibst, hat mich gar nicht überrascht; wenn man so wie Fellner sich mit Gratz und dem dortigen Leben befreundet und verkettet hat, ist jeder andere Ort eine Wüste gegen jenes Paradies. Wann Zedlitz schon rückgekehrt ist, so grüße mir ihn vielmals; Hormayrn gleichfalls, wann Du ihm schreiben solltest. Was gibt es denn sonst Neues in Literatur und Leben? ich bin hier wie durch ein halbes Jahrhundert von allen Nachrichten und Quellen getrennt! Wie weit ist die Geschichte der Osmanen schon vorgerückt und was hast Du sonst für neue Pläne? Benachrichtige hievon und von Allem, was Dich sonst in Freud und Leid betrifft, und beglücke ferner mit Deiner Freundschaft Deinen aufrichtigsten Freund und Verehrer A. Auersperg.

P. S. Ist denn der Hofrath Auersperg wirklich, so wie seine Frau, an der Cholera gestorben?

*

Der im Briefe erwähnte Franz Sartori, ein zu jener Zeit viel genannter Wiener Schriftsteller, welcher von 1782 bis 1832 lebte, hat eine große Zahl topographischer, biographischer und anderer Bücher verfaßt, welche insbesondere Österreich und dessen Provinzen behandeln. Da er oft überaus flüchtig arbeitete, sind jedoch seine Werke mit Vorsicht zu benützen. Im Jahre 1830 erschien der erste Band des Werkes „Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserstaates", erster Theil,

Wien, Gerold, dem jedoch wahrscheinlich wegen des 1832 erfolgten Todes des Verfassers kein zweiter Theil mehr folgte. Beachtenswert ist in dem vorliegenden Briefe die Ableugnung der Autorschaft der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ — Auersperg scheint sogar absichtlich „eines Wienerdichters“ zu schreiben — selbst dem Freunde gegenüber.

Die „Geschichte des osmannischen Reiches“ von Hammer-Purgstall erschien in zehn Bänden von 1827 bis 1833 bei Hartleben in Pest.

❦

Thurn am Hart, den 20. August 1832.

Mein vielverehrter, theurer Freund! So sehr ich mich immer darauf freute, Dich in Wiens Mauern im nächsten Monathe wiederzusehen, so tief betrübt es mich nun, daß dieß abermals nicht stattfinden kann. Leider habe ich hierüber die traurigste Gewißheit. Einestheils bin ich so sehr glebae adscriptus, ja völlig an die Scholle angewachsen, daß ich mich, da ich mich nun einmal schon dem Oeconomie-Teufel in die Hände gegeben habe, nicht leicht auf längere Zeit, welche denn doch eine Wiener Reise erfordert, loszureißen vermag. Anderntheils circuliren bey uns so schauderhafte Nachrichten über den wiederhohlten Ausbruch der Cholera in Wien, daß einen, der nicht unumgänglich nothwendig draußen zu thun hat, schwerlich die Lust anwandeln dürfte, die sonst so liebe Kaiserstadt zu besuchen. Ich gestehe, daß ich eben keine allzugroße Verlockung spüre, der mir bisher noch fremden Unholdinn aus freyen Stücken in die Arme zu eilen. Da mich nun der Sklavendienst der Frau Oeconomia mit keinem längeren, als einem circa vierzehntägigen Urlaube beglücken will, und die Cholera mir die Gegend Wiens zu betreten untersagt, so wäre es am schönsten und zweckmäßigsten, wir träfen uns in irgend einem freundlichen Winkel der lieben Steyermark! Dieser Reise würde sich keines der erwähnten Hinderniße entgegenstemmen, und ich würde, von der Sehnsucht, ja gewißermaßen Nothwendigkeit, Dich wieder zu sehen und zu hören, beflügelt, unaufhaltsam dem schönen Reiseziele zueilen. Bestimme daher bald und verläßlich Zeit und Ort des Stelldicheins, und Du findest mich gewiß an der bestimmten Stelle.

Auf Menzels Reise hat mich Dein Brief aufmerksam gemacht und mit Ungeduld warte ich auf ein Exemplar derselben. Zwar habe ich fast gleichzeitig mit Deinem auch einen Brief Menzels erhalten, dem er ein Exemplar der Reise beygefügt hatte, aber das Gratzer

Revisions Amt hat es für gut befunden, nur den Brief an mich abgehen zu lassen und die Reise zurückzuhalten, welche ich noch bis jetzt, trotz aller wiederhohlten Sollicitationen, nicht herausbekommen konnte. Vom Hortenburger ist gar nichts zu hören, ich weiß nicht, ist er schon in Hannover, oder nicht? Und im ersteren Falle welche Figur er dort spielen mag? Daß die Heirath seiner ältesten Tochter ihm so viel Freude macht, ist mir begreiflich, da er schon vor zwey Jahren, als ich in München war, so mancherley dahinaus zielende Stratageme anstrengte, von denen man dort wunderliche Histörchen zu erzählen wußte. . .

Was treibt Zedlitz? Ist seine Muse verstummt, und wo brachte er die Cholerazeiten zu? Grüße mir ihn vielmals recht herzlich, wenn Du ihn siehst.

Was mich betrifft, so muß ich Dir gestehen, daß ich ganz in Unmuth und Hoffnungslosigkeit versunken bin, und darin unterzugehen fürchte. Meine gräßliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit von allem geistigen Verkehr, die furchtbare Oede und Barbarey meiner Umgebung, dazu noch die allgemeinen traurigen Verhältniße unserer Zeit, die trüben dunklen Aussichten rundherum, keine Erhebung, Aufheiterung, Begeisterung, ferner die angestrengte Wirksamkeit in einem, nach seinen jetzigen Verhältnißen, immer nicht ganz befreundeten Berufe, dieß Alles und noch unendlich viele hier nicht aufgezählte Odiosa drücken mit Centnerlasten meine Brust und lassen sie selten heiter aufathmen. Wie mir Dein Umgang in dieser Lage Stab, Anker und Balsam werden könnte, fühlst Du vielleicht wohl selbst. Darum ermangle nicht mir bald, recht bald ein Rendezvous in Steyermark zu geben, von welchem ich mir köstliche herrliche Stunden erwarte.

Mit inniger Liebe und Verehrung Dein unveränderlicher Freund

A. Auersperg.

❦

Über Menzels hier erwähntes Reisewerk gibt die Bemerkung zu dem Briefe vom 19. Juli 1831 Auskunft.

❦

Laibach, den 21. September 1832.

Deine lieben Zeilen, hochverehrter theurer Freund, empfing ich noch in Thurn am Hart, eben in dem Augenblicke als ich schon mit dem einen Fuße im Wagen stand, um hieher zu reisen. Odiose Geschäfte verhinderten mich bisher, zu antworten und ich thue dieß nun an dem letzten Tage meines hiesigen Aufenthaltes, indem ich morgen

wieder zurück nach Thurn am Hart reise, wohin ich Dich bitte, Deine nächsten Zeilen zu richten. Der Zweck dieses eiligen und daher kurzen Briefleins ist, mich mit Dir in Betreff unserer Zusammenkunft in Steyermark ins Einvernehmen zu setzen. Nach Hainfeld werde ich wohl nicht kommen können, indem gerade in der Periode vom 9ten bis 19ten zwey Hochzeiten, denen ich beywohnen muß, nämlich die meiner ältesten Schwester Therese mit einem Cousin und Namensvetter von uns, und die einer meiner liebenswürdigsten Nachbarinnen Comtesse Ernestine Barbo mit Grafen Bellegarde celebrirt und ferner auch unsere Landtagsverhandlungen, denen ich einer mich interessirenden Pfarrerswahl willen assistiren muß, abgehalten werden. Wohl aber werde ich nach Möglichkeit trachten, zwischen 3ten bis 5ten Oct: in Gratz einzutreffen und dort einige Tage in Deiner Gesellschaft zuzubringen, wenn mich anders nicht etwa unabänderliche Geschäfte oder hauptsächlich meine peinliche Angst vor der Cholera, welche nun auch in Gratz ausgebrochen ist und zu der ich mir besondere Disposition zu haben glaube, zurückhalten. Solltest Du jedoch inzwischen vielleicht Deinen Reiseplan abgeändert haben, so bitte ich Dich mich mittelst eines Briefes nach Thurn-am-Hart schleunigst davon zu unterrichten, damit ich nicht eine vergebliche Fahrt nach der ville des graces au fleuve de l'amour unternehme, in welcher ich trotz ihres anziehenden Namens außer Dir gegenwärtig nichts Anlockendes und Anziehendes besitze, und wenn ich Dich nicht fände, keinen Ersatz und nur eine trostlose Oede treffen würde.

In Eile, mit herzlichem Gruß, Kuß und Handschlag

Dein treuer Freund und Verehrer

A. Auersperg.

*

Thurn-am-Hart, den 2ten Jaenner 1833.

Leider, mein theurer verehrter Freund, kann ich Dir keine wohlklingendere, edlere Ursache meines bisherigen Stillschweigens angeben, als meine leidige Faulheit und Procrastinationssucht. Erschrecke nicht über diese Blöße des hinfälligen Menschen und verzeihe dieselbe, bewogen durch die Aufrichtigkeit des Geständnißes.

Um nun auf den Hauptfragepunkt Deines Briefes zu kommen, nähmlich mein Eintreffen in Wien betreffend, so muß ich Dir gestehen, daß ich mich dazu nicht allzusehr eingeladen fühle, indem das Vergnügen des Wiedersehens meiner Freunde auf der andern Seite gewiß durch das Unbehagliche so mancher Selbstüberwindung u. s. w. auf-

gewogen werden dürfte. Indeßen werde ich doch, durch andere Rücksichten und hauptsächlich Deine wiederhohlte freundschaftliche Aufforderung bewogen, die Reise nach Wien höchst wahrscheinlich unternehmen, und, da ich zwischen 10ten und 12ten l. M. von hier abzureisen, und ungefähr eine Woche in Gratz und deßen Umgebungen zu verweilen gedenke, beiläufig um den 20ten herum bey Euch eintreffen. Bewahre daher bis dahin Deine Perle wohl, damit kein anderer Taucher sie früher fische. Die beyden Improvisationen locken mich wahrlich nicht, wie Du ganz wohl errathen hast, denn den Langerschwarz kenne ich schon von früher her als einen ziemlich trivialen Gesellen und schließe mich ganz der Zedlitz'schen Meinung über ihn an, wenn Du auch hingegen einige Widersprüche erheben solltest, die uns hoffentlich nicht entzweyen sollen.

Seit unserem letzten Beysammenseyn habe ich meine älteste Schwester verheirathet und die übrige Zeit mein ziemlich einförmiges Landleben fortgeführt, in welches selbst die Weinlese, da sie heuer so traurig ausgefallen, keine wahre Heiterkeit gebracht hat. Durch die beyden Herren Ritgen und Willbrandt wirst Du wohl vernommen haben, daß wir auf unserer an demselben Morgen erfolgten Abreise vor Gratz, noch zweymal zusammentrafen, indem ich sie zweymal einhohlte und erst in Marburg ernstlichen Abschied von ihnen und ihren Damen nahm. Das aber wirst Du nicht erfahren haben, daß ich damals auf dem weiteren Verfolge meiner Heimreise mir durch Umwerfen des Wagens beynah den Hals gebrochen hätte, und daher beynahe auf Deine Trauer um einen gefallenen Freund Ansprüche errungen hätte. Wie kommt es, daß Du mir von der Vermählung der Tochter und Braut der Natur gar kein Wort erwähnest?

Ich werde durch einige zum Neujahr glückwünschende Nachzügler zu oft unterbrochen, als daß ich nicht die Hoffnung ganz aufgeben müßte, in diesen total konfusen Brief noch einigen Sinn und Zusammenhang bringen zu können. Ich breche daher lieber ab und schließe mit der Bitte und dem Wunsche, Du mögest mir fortan Deine freundschaftliche Theilnahme schenken und versichert bleiben der aufrichtigen Verehrung und Anhänglichkeit Deines treuen Freundes Auersperg.

❦

Graz, 10. Februar 1833.

Lieber, theurer Freund!

Die Antwort auf Deinen so eben erhaltenen Brief, in welchem ich noch einige Worte zu entziffern übrig habe, muß ich wohl bis nach

Thurn am Hart verschieben, von wo ich mit mehr Sammlung und Muße werde schreiben können. Sehe also dieses Blatt nicht als Antwort, sondern nur als Enveloppe des Dir retour zu sendenden Einschlußes an, auf welche ich ein Paar Worte freundschaftlicher Erinnerung hinzukritzeln nicht unterlassen kann. Den christianischen Brief anbelangend kann ich nur auf gut wienerisch sagen: "Das ist öd'!" Es ist gut, daß ein erfolgreiches Resultat Deiner Werbungen mir in eben diesem Augenblicke gerade nicht sehr erwünscht käme. Meinen herzlichsten Dank übrigens für Deine gütige ächtfreundschaftliche Aufmerksamkeit.

Meine Reise hieher ist zwar durch bodenlosen Koth aber doch fast ganz glücklich von statten gegangen. Am 12ten ist bal paré bey Wickenburg, welchem auch die eben zu jener Zeit hier Rasttag haltenden Griechen-Bayern beywohnen sollen. Viel Herzliches an alle mir bekannten Henickstein'schen Hausstücke! Viel Grüße an Zedlitz vor allem aber an Dich Edler, Trefflicher, Göttlicher! von Deinem Auersperg

❦

Matthias Constantin Graf Wickenburg-Capello (1797 bis 1880) war von 1835 bis 1848 Gouverneur der Steiermark in Graz und mit Auersperg befreundet, welcher bei jeweiliger Anwesenheit zu Graz im Hause des auch von der Bevölkerung überaus verehrten Landeschefs gerne verkehrte.

❦

Thurn-am-Hart, 2. April 1833.

Lieber, theurer Freund!

Gleichwie man behauptet, daß die Physiognomieen in Eintracht und Liebe lebender Eheleute sich allmählich ganz ähnlich werden, so scheint es auch mit den Schriftzügen eines Paares emsiger Correspondenten der Fall seyn zu können, und ich glaube daß entweder die Schrift der Gräfinn Purgstall von der Deinen, oder Deine von jener die, beyden Schriften gleiche Unleserlichkeit angenommen haben mag; indeßen spricht der Vorzug der Originalität für Dich, mein verehrter, lieber Freund. So ist es denn geschehen daß ich von dem mitgetheilten Brieffragmente der Gräfin Purgstall bisher nur einen geringen Theil entziffern konnte und die Enträthselung des anderen Theiles der Lobhymne wiederhohlten Versuchen überlassen muß.

Meinem lieben Vetter, dem Hofrath kannst Du gelegentlich, so wie er Dir seine Visionen und Ossianischen Nebelphantasien im Vertrauen mittheilte, vielleicht wieder bey Colloredo, im Vertrauen be-

richten, daß schon ein alter Kirchenvater behauptet, jeder Sterbliche könne sich irren und sogar ein k. k. österreichischer Hofrath sey hievon nicht ganz ausgenommen.

Daß seine Comtesse Tochter B mir besser gefällt als seine detto A ist mathematische Gewißheit, welche mehrere andere Leute mit mir theilen werden, daß ich aber weder die Eine noch die Andere zu heirathen gedenke ist ebenfalls mathematische Gewißheit, welche ebenfalls wieder mehreren Leuten mit mir gemein ist. Hinsichtlich des Mandelbackwerks bin ich Deiner Meinung nicht abgeneigt, allein es hat da wieder so mancherley andere An- und Umstände. Sonderbar ist es bey alledem, daß Du seit einiger Zeit auf Liebe und Kuppeley so ganz versessen bist. Dein letzter Brief ist ganz Liebe und duftet und blüht wie eine Rose aus Shiras. Wo soll ich eine würdige Gegengabe hernehmen? Veilchen hat der Frühling nun schon genug gebracht, allein die kannst Du Dir selbst an der Donau eben so gut pflücken, als ich hier an der Save (vulgo Sau). Daß ich Dich, wo nicht im Sommer, doch im Herbste zuversichtlich wiederzusehen hoffe, tröstet mich einerseits über den langen Zeitraum, der noch dazwischen liegt.

Dich herzlich grüßend und umarmend Dein treuer Freund

Auersperg.

*

Wie im vorigen, so bezieht sich auch in diesem Briefe eine Stelle auf die außerordentlich schlechte Handschrift Hammer-Purgstalls welche zu entziffern in der That nur dem mit derselben schon sehr Vertrauten möglich wurde.

*

Thurn am Hart, den 11. Juni 1833.

Du nennst mich einen in seinen Reiseprojekten schwankenden Menschen, weil ich meine auf einen der Sommermonate vorgehabte Wienerreise auf den Herbst verschoben; was wirst Du nun erst sagen, wenn ich Dir berichte, daß ich am fernen dunklen Horizonte einige noch dunklere Wolken, mit Namen: Landtag, Weinlese, Wenig Geld, Ökonomische Geschäfte &c aufsteigen sehe, und demnach meine Reise wahrscheinlich vom Herbst auf seinen Nachbar Winter verlegen dürfte? Dieß ist übrigens noch nicht so ganz gewiß, allein ausgemacht ist es, daß ich im September zur Sitzung der Landwirthschaftsgesellschaft nach Gratz gehe, wo ein Rendezvous, wie das vorjährige, wohl sehr schön wäre. Von da ließe sich dann die Excursion nach Hainfeld unternehmen; übrigens verlauten hier über den Gesundheitszustand der

Gräfin Purgstall sehr beunruhigende Nachrichten; ich hoffe, daß Du im Stande seyn wirst, sie zu widerlegen. Empfange hiemit auch noch meinen tiefsten herzlichsten Dank für Deinen freundschaftlichen Antrag, bey Dir mein Absteigequartier zu nehmen. Deine Güte und Freundschaft ist so groß, daß sie nur noch durch meine Indiscretion übertroffen werden könnte, wenn ich durch Annahme Deines Antrages Deine liebevolle Nachsicht mißbrauchen wollte.

Zedlitz hat mir in puncto der Vesta bereits geschrieben. Sage ihm bey Gelegenheit, daß ich zwar den Pfaffen von Kahlenberg nicht werde schicken können, da er erstens nicht ganz fertig und zweytens bey unserer Revision censuranstößig befunden worden ist, daß ich aber auf jeden Fall seinem Unternehmen beytreten und das Beste beyzutragen streben werde, was meine geringen, durch eine Menge dummer Sorgen und Verhältniße abgeschwächten und abgestumpften Kräfte noch hervorzubringen vermögen. Viel Herzliches an ihn und alle Glieder jener lieben Abendgesellschaft, welche mir stets unvergeßlich bleibt. Frage doch Zedlitzen gefälligst um den letzten Termin zur Einsendung der Beyträge.

Zu dem Besuche Deines Bruders, so wie zu dem Erfolge Deiner Osmanischen Geschichte in Frankreich meine besten Glückwünsche. Möge Dir, wie Du es verdienst, jedes Jahr reich an derley Freuden und Auszeichnungen seyn. Lebe einstweilen recht vergnügt in Deinem lieben Döbling, grüße mir die schönen Berge und Thäler, meine alten guten Bekannten aus der alten guten Zeit. Hier kann ich keine recht cordiale Berg- oder Thalbekanntschaft anknüpfen; es bindet sich gleich irgend ein schmutziges ökonomisches Interesse daran und verunziert gleich das ganze Verhältniß. Dich vielmals aus Herzen grüßend Dein treuer Freund A. Auersperg.

❦

Die Redaction des Taschenbuches „Vesta“, welche in demselben Jahre Zedlitz übernehmen sollte, legte derselbe bald zurück.

❦

Undatiert (Thurn am Hart? October? 1833?).

Lieber theurer Freund! — Deinen letzten Brief sammt dem „blühenden und glühenden“ Einschluße habe ich zwar richtig aber sehr spät erhalten. Denn der Brief ist vom Juni datirt und kam mir erst im August in die Hände. Dein Freund, dem Du das Paquet zur weiteren Beßorgung mitgabst, muß entweder erst sehr spät abgereist oder sehr langsam gefahren seyn. Doch dem sey, wie ihm wolle, der

Glühende hat durch die lange Fahrt eben so wenig von seiner Gluth verloren als die Blühende von ihrer Blüthe. Empfange hiemit, o liedesspeerschwingender Remmah, den Fünftelsaft meines Dankes und meiner liebevollen Anerkennung.

Meine projektirte Fahrt zur landwirthschaftlichen Sitzung in Gratz ist abermals zu Wasser geworden, und somit zeigt sich heuer allen meinen Plänen und Unternehmungen ein ungünstiges Resultat. Die kaum glaubliche Vernachlässigung, welche während meiner Minderjährigkeit, dem Betriebe meiner Wirthschaft, so wie der Conservirung der Gebäude widerfahren ist, zwingt mich jetzt zu ununterbrochener Gegenwart und Aufmerksamkeit und gibt mir fast für zehn Jahre die Aussicht jahraus jahrein zusammenreißen und neu aufbauen zu müßen. Heuer mußte ich an vier Orten zugleich bauen. Bey einer Umänderung der Arreste im Schloße, erlebte ich in voriger Woche gar das tragische Spektakel, daß zwey meiner italienischen Maurer einen ihrer Kameraden im Zanke todtschlugen und nun festgesetzt, die ersten im Arreste sitzen, welchen sie selbst bauen halfen. So gibt es ringsumher nur Fatales zu sehen und zu hören. Die bald herannahende Weinlese und die Hoffnung, daß meine Wienerreise im nächsten December oder Jänner nicht das Schicksal meiner übrigen heurigen Projekte theilen werde, halten mein Gemüth noch aufrecht und heiter.

Wenn ich Dir in meinem letzten Briefe schrieb, daß der Pfaff v. Kahlenberg, an welchem Du so gütigen Antheil nimmst, Censurwidriges enthalte, so war dieß nur so zu verstehen, daß ich ihn deßhalb draußen auch gar nicht verlegen wolle, nicht aber daß er bereits von dort zurückgewiesen worden sey. An Hormayr habe ich dieser Tage in Betreff einiger historischer Quellen geschrieben. Ich bin sehr neugierig auf den Ton seiner Antwort. Die Geschichte mit Braunthal und Zedlitz hat mich sehr amusirt; jedoch zweifle ich noch immer, daß der von Zedlitzen eingeschlagene Weg jenes Wichtlein heilen werde. Ich wüßte für ihn kein anderes Mittel als jenes biblische des Wesens, das da schlägt, damit es heile, nämlich das Miethen eines vierschrötigen Hausknechtes mit apostolischen Fäusten. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat & &. —

Indem ich Dich bitte mich dem verehrten Henikfsteinschen u. Deinem Hause verbindlichst zu empfehlen, umarme ich Dich im Geiste und bleibe mit herzlichem Gruß, Kuß und Handschlag

Dein Auersperg.

Die Eingangszeilen dieses Schreibens, dessen Datierung fehlt und nach meiner Vermuthung beigesetzt wurde, beziehen sich auf die Übersendung von Hammers jüngstem Werke an Auersperg, welches den Titel trägt: „Wamik und Asra das ist der Glühende und die Blühende. Das älteste persische romantische Gedicht, im Fünftelsaft abgezogen." (Wien 1833.)

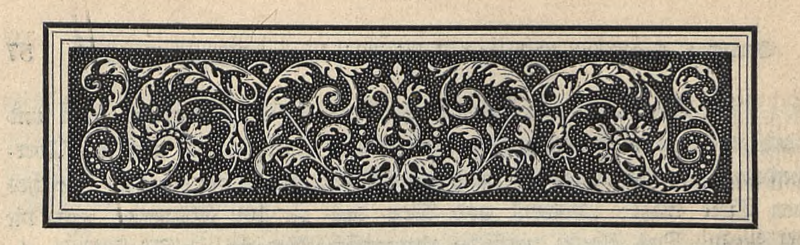
❦

Thurn am Hart, den 10. December 1833.

Dießmal ist der Geist des Widerspruches gegen Dich, mein liebster verehrter Freund, in mich gefahren und ich fange nun an Deinen Brief v. 20sten Nov. und deßen Ahnungen und Behauptungen Stück für Stück zu widerlegen: 1stens den Vorwurf meiner Saumseligkeit im Antworten, durch das Gegentheil, wie Figura zeigt. 2tens Deine Ahnung und Hoffnung, mich heuer d. i. diesen Winter nicht in Wien zu sehen, durch die Versicherung, daß Du noch in den letzten Tagen dieses oder spätestens in den ersten des nächsten Jahres von Deinem Plagegeist heimgesucht und oft genug geplagt werden sollst. 3tens Deine Erwartung einer schriftlichen Erwiederung Deiner liebevollen und freundlichen Neujahrswünsche, item widerlegt durch meine Hoffnung, sie Dir mündlich erwiedern zu können und von Dir auch noch nachträglich in der Octava angenommen zu sehen. 4tens endlich Dein Stillschweigen über Deine Reisen ad fontes mysticas und Deine mysteriösen Kreuz- und Querzüge à la Albertus magnus, widerlegt durch die Versicherung, daß man auch in Krain recht wohl weiß, wie Du auf Fausts Mantel ausgefahren bist durch die Lüfte mit Altären, Lucaszetteln und Abracadabra's, unsichtbar selbst dem leiblichen Bruder zu Gratz, dem Doctor beyder Rechten! Es wäre nun der Widersprüche genug, der verneinende Gott hat sein Opfer, einen ganzen Korb voll Klatschrosen!

(Schluss folgt.)





Technische Fortschritte in Österreich und Ungarn.

Die neuen Küstenvertheidigungsschiffe der k. und k. Flotte.

Mit einer Illustration.

Im ersten Hefte des 16. Bandes dieser Zeitschrift wurde die k. und k. Flotte eingehend geschildert und erwähnt, dass drei Küstenvertheidigungsschiffe als Ersatz für veraltete, ausrangierte Schlachtschiffe im Baue befindlich seien. Von diesen Schiffen, die zufolge Allerhöchster Entschließung „Monarch", „Wien" und „Budapest" benannt wurden, lief „Monarch" am 9. Mai 1895, dem Gedenktage des Seegefechtes von Helgoland, in Gegenwart Sr. Majestät vom Stapel des Polaer Constructionsarsenales, „Wien" wurde am 7. Juli 1895 vom Stapel des Stabilimento Tecnico Triestino gelassen, und „Budapest", ebenfalls auf letztgenannter Werfte erbaut, ward am 27. April d. J. seinem Elemente übergeben.

Diese neue Schlachtschiffsdivision bedeutet eine namhafte Verstärkung unserer Flottenmacht, deren Entwicklung, die finanzielle Lage der Monarchie berücksichtigend, allmählich, doch stetig fortschreitet.

Nach denselben Plänen construiert und gleichartig eingerichtet nur „Budapest" erhält eine andere Kesselanlage — entsprechen diese Schiffe den modernsten Principien; ihre hervorragendsten Eigenschaften sind eine starke Armierung, bedeutende Fahrgeschwindigkeit, guter Panzerschutz, ein hoher Grad von Schwimmfähigkeit und ein ausgedehnter Actionsradius; bei Berücksichtigung dieser Punkte und der außergewöhnlich geringen Herstellungskosten muss dieser Typ als sehr gelungen bezeichnet werden.[1]) Nicht genug kann hervorgehoben werden, dass die

[1]) Während „Budapest" auch in der äußern Erscheinung Abweichungen von den erstgenannten Schlachtschiffen aufweist, bekunden „Monarch" und „Wien" selbst hierin die Gleichartigkeit ihres Constructionstypus, und haben wir aus diesem Grunde sie zum Vorwurfe unserer beide in einem Bilde veranschaulichenden Illustration gewählt. Die Red.

Schiffe nach den Entwürfen österreichisch-ungarischer Ingenieure auf inländischen Werften und — Kleinigkeiten ausgenommen — aus heimatlichem Materiale hergestellt wurden, welche Factoren sich bereits wiederholt als mustergiltig bewährt haben.

Die Schiffskörper sind aus Siemens-Martin-Stahl erbaut, längs der Maschinen- und Kesselräume sowie der Munitionsdepots, somit auf etwa $^3/_4$ der Länge, nach dem Doppelbodensysteme construiert und durch wasserdichte Querwände und Längsbänder in eine große Zahl von Zellen geschieden, welche in Gemeinschaft mit den vielen wasserdichten Abtheilungen die Unversenkbarkeit zu einem hohen Grade entwickelt haben; etwaige Wassereinbrüche können durch diese Untertheilungen localisiert und durch eine starke Pumpenkraft, welche über 1500 Tonnen Leckwasser stündlich zu bewältigen vermag, wieder in See geschafft werden.

Beide Schiffsseiten schützt, vom Vorsteven bis auf $^5/_6$ der ganzen Länge sich erstreckend, ein 2·1 *m* hoher Panzergürtel aus Nickelstahl, von den Witkowitzer Werken geliefert und von 270 *mm* Maximalstärke, welcher, 1·2 *m* unter die Constructionswasserlinie reichend, nach oben durch ein 40 *mm* starkes Panzerdeck abgeschlossen wird. Die Superiorität des Witkowitzer Nickelstahlpanzers ergaben ausgedehnte Schießversuche zu Pola, zu denen auch verschiedene auswärtige Firmen Probeplatten einsandten; doch ergab sich hierbei die außerordentliche Güte des vaterländischen Materiales.

Die über dem Panzerdecke befindliche Citadelle im Mitteldecke sowie die Casematte des Oberdeckes sind mit einem 80 *mm* starken Panzer versehen und die in der Casematte installierten sechs 15 *cm* Schnellladegeschütze durch 20 *mm* starke Splitterschote voneinander getrennt. Die vier schweren 24 *cm* Hauptgeschütze von 40 Caliber Länge sind mit 130 bis 200 *mm* starken drehbaren Schirmen versehen und paarweise in je einem Barbettethurme von 250 *mm* Panzerstärke installiert, die Unterbauten der Thürme im Bereiche des gepanzerten Mitteldeckes noch durch einen weiteren 160 *mm* starken Panzer geschützt. Der relativ geringe Tonnengehalt dieser Schiffe ließ es nicht zu, für jedes Hauptgeschütz einen eigenen Thurm zu bestimmen, doch gelangen die modernsten Grundsätze der Geschützinstallierung: Trennung, Panzerschutz und ausgedehntes Bestreichungsfeld zu voller Geltung. Die Bestückung wird noch durch 14 Stück 47 *mm* Schnellfeuerkanonen, 2 Stück 7 *cm* Boots- und Landungsgeschütze und zwei 8 *mm* Mitrailleusen, System Skoda, ergänzt; letztere sowie zwei Schnellfeuerkanonen sind in den beiden Marsen des Gefechtsmastes installiert.

Die Munitionspassagen der 15 *cm* Beigeschütze sind mit einem 50 *mm* starken Panzer, die Luckenscheerstöcke am Panzerdecke mit 60 *mm* starken und unter 45° geneigten Glacisplatten versehen. Das Gewicht der ganzen Panzerung beträgt 30% des Deplacements, über 1700 Tonnen.

Achter- und Vorsteven, Achsenrohrträger sowie Stamm und Gerippe des Steuers sind aus weichem Stahlgusse, die Achsenrohre aus geschweißtem Schmiedeeisen erzeugt. Die Fläche des Steuerruders beträgt 16·5 m^2; durch mehrere an verschiedenen Orten installierte Steuerräder

und durch eine Reserve-Dampfsteuermaschine ist dem Steuerapparate eine erhöhte Sicherheit gegeben.

Bei den Hilfsapparaten und Mechanismen wird vielfach die elektrische Kraftübertragung angewandt.

Wie bereits erwähnt, sind die Küstenvertheidiger kleine Panzerschiffe, welche mit ihrem Deplacement von 5550 Tonnen dennoch alle jene Eigenschaften vereinigen, die von einem modernen Schlachtschiffe gefordert werden. Ihre Länge zwischen den Perpendikeln beträgt 93·3 *m* (sie sind demnach unsere längsten Schlachtschiffe), ihre Breite 17 *m* und der mittlere Tiefgang mit halben Vorräthen 6·36 *m*.

Von großem Interesse sind die Maschinen- und Dampfkesselanlagen; die ersteren wurden für alle drei Schiffe im Stabilimento Tecnico Triestino nach den Plänen des Chefconstructeurs (Oberingenieurs Gustav Lendecke) gebaut. Die Dampfkraft wird von zwei verticalen dreicylindrigen Maschinen mit dreifacher Expansion auf die beiden Schiffsschrauben übertragen; die beiden Maschinen zusammengenommen indicieren bei Anwendung natürlichen Zuges in den Kesseln nahezu 6000 und bei künstlichem Zuge 8500 Pferdekräfte, welche Maschinenleistungen den vollständig ausgerüsteten Schiffen eine stündliche Fahrgeschwindigkeit von 16 Seemeilen (29·6 *km*), beziehungsweise von 17·25 Seemeilen (32 *km*) ertheilen werden.

Der Durchmesser des Hochdruckcylinders beträgt 850 *mm*, jener des Mitteldruckcylinders 1300 *mm* und jener des Niederdruckcylinders 2000 *mm*, die Länge des Kolbenhubes 900 *mm*. Jede der beiden Maschinen, deren Umdrehungszahl bei größter Leistung 140 pro Minute betragen wird, hat einen Condensator von 550 m^2 Kühlfläche. Die beiden dreiflügeligen Schiffsschrauben haben einen Durchmesser von 4·42 *m* und eine mittlere Steigung von 4·34 *m*.

Die Kesselanlage auf S. M. Schiffen „Monarch“ und „Wien“ besteht aus fünf in vier Abtheilungen installierten cylindrischen Feuerröhrenkesseln, von welchen drei doppelendige zu sechs Feuern in je einer Abtheilung und zwei einfache zu drei Feuern gemeinschaftlich in einer Abtheilung untergebracht sind. Die für eine Betriebsspannung von 11 *kg* Überdruck pro 1 cm^2 aus Siemens-Martin-Flusseisen bester Qualität gebauten Kessel haben einen Durchmesser von 4240 *mm*; die Länge der doppelendigen beträgt 5680 *mm*, jene der einfachen 2690 *mm*; die totale Rostfläche umfasst 53 m^2, die totale Heizfläche 1465 m^2. Für die Speisung der Kessel sind in jedem Kesselraume je eine Haupt- und eine Hilfsspeisepumpe untergebracht. Zur Erzeugung des Unterwindes in den Heizräumen bei forciertem Betriebe befindet sich in jedem derselben ein Ventilator mit einer eigenen Antriebsmaschine. Der gesammte Maschinencomplex mit Wasser in den Kesseln, Condensatoren und Rohrleitungen hat ein Gewicht von 850 Tonnen. Die Kohlendepots fassen 500 Tonnen Kohle, welche bei einer stündlichen Schiffsgeschwindigkeit von 10 Seemeilen (18·5 *km*) für eine Strecke von 3000 Seemeilen (5560 *km*) ausreichen.

Die Kesselanlage S. M. Schiffes „Budapest“ besteht aus 16 Stück Wasserrohrkesseln des Systems Belleville, welche zu je 8 Stück in zwei

wasserdicht abzuschließenden Räumen aufgestellt und alle mit der Rückwand gegen die Mittschiffslinie gewandt sind, so dass vier Heizräume entstehen. Diese Anlage ist die erste Anwendung von Wasserrohrkesseln auf einem Schlachtschiffe der k. und k. Kriegsmarine, und bestehen die Vorzüge dieses Kesseltyps hauptsächlich in der Fähigkeit, rasch Dampf erzeugen, hohe Betriebsspannungen anwenden und dabei doch die Intensität des Betriebes leicht variieren zu können, sowie in einer Gewichtsersparnis infolge ihres geringen Wassergehaltes und in verminderter Gefahr des Eintretens von Explosionen.

Die Kessel S. M. Schiffes „Budapest" werden aus bestem Stahlmaterial erzeugt und für eine Betriebsdampfspannung von 17·6 Atmosphären construiert; der zur Verwertung in den Maschinen kommende Arbeitsdruck wird jedoch nur 11 Atmosphären betragen, weshalb der von den Kesseln herbeiströmende Dampf durch Reductionsventile auf diese Spannung gebracht werden muss, ehe er zu den Maschinen gelangt. Die Kesselanlage besitzt eine totale Rostfläche von 67 m^2 und eine totale Heizfläche von 2092 m^2. Für die Speisung der Kessel sorgen 8 Dampfpumpen, von denen in jedem Heizraume zwei aufgestellt sind. Das Aufspeisen der Kessel geht automatisch vor sich, d. h. die betreffende Pumpe erhält den Wasserstand im Kessel auf der normalen Höhe, indem sie nach Bedarf sich selbstthätig in Bewegung setzt oder zum Stillstande kommt. Die Zufuhr der für den Betrieb der Kessel nothwendigen Verbrennungsluft besorgen 8 Ventilatoren und 4 Luftcompressoren.

Der gesammte Maschinencomplex hat ein Gewicht von circa 750 Tonnen, d. i. um fast 100 Tonnen weniger als bei den mit cylindrischen Kesseln ausgestatteten Schwesterschiffen „Monarch" und „Wien". Infolge dieser eben durch die Anwendung der Belleville-Kessel erzielten Ersparnis an Kesselgewicht wurde es möglich, die Kohlenfassungsräume des „Budapest" zu vergrößern, so dass dieses Schiff mit seinem 600 Tonnen betragenden Kohlenvorrathe bei einer stündlichen Geschwindigkeit von 10 Seemeilen (18·5 *km*) eine Strecke von 3600 Seemeilen (6670 *km*) wird zurücklegen können.

Neben den für den Betrieb der Hauptmaschinen und Kessel nothwendigen zahlreichen Auxiliarmaschinen sind auf den Küstenvertheidigern noch viele andere Hilfsmaschinen und Apparate installiert, welche, verschiedenartigen Zwecken dienend, in ihrer Gesammtheit für die Bedürfnisse des nautischen und des Kriegsdienstes Sorge tragen und gleichfalls den neuesten Errungenschaften der Technik entstammen.

Über die artilleristische Armierung dieser Schiffe ist Verschiedenes zu bemerken. Die in den letzten Jahren fast allseitig angestrebte Verminderung des Calibers und Verlängerung der Rohre der Geschütze kommt auch bei unseren Küstenvertheidigern zur Geltung; S. M. Schiffe „Kronprinz Erzherzog Rudolf" und „Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie" sowie die Rammkreuzer führen noch 35 Caliber lange Rohre, während Haupt- und Beigeschütze der Küstenvertheidigungsschiffe bereits 40 Caliber lang sind. Die Hauptgeschütze der letzteren wiegen 26 Tonnen, die Lafetten (für zwei Geschützrohre sammt Panzer-

schild) 123 Tonnen; die Anfangsgeschwindigkeit des 215 *kg* schweren Geschosses beträgt 700 *m*, womit eine totale Energie von 5380 Metertonnen und ein Durchschlagsvermögen von 88 *cm* Schmiedeeisen erreicht wird; bei der größten Elevation (25°) wird eine Tragweite von 16 *km* erzielt; der Bestreichungswinkel reicht vom Buge, beziehungsweise vom Heck 130° nach jeder Bordseite.

Die Drehung der Geschützthürme zur Ertheilung der Seitenrichtung, das Ertheilen der Höhenrichtung sowie die Zuführung der Munition erfolgen durch elektrische Kraftübertragung mittelst Secundär-Dynamos, welche mit den zum Betriebe dienenden, unter dem Panzerdeck aufgestellten primären Dynamomaschinen verbunden sind. Bemerkt sei, dass die Geschütze in jeder beliebigen Stellung geladen werden können, während bei älteren Thurmsystemen für diesen Zweck das Geschütz erst in eine bestimmte Ladestellung gebracht werden musste.

Die sechs Beigeschütze besitzen je einen Bestreichungswinkel von 120°, ihre Installierungsart gestattet die gleichzeitige Verwendung von je zwei Geschützen in der Kielrichtung nach vorne oder achter und von je drei Geschützen nach jeder Bordseite. Mit Fug und Recht Schnellladegeschütze benannt, können dieselben mindestens acht gezielte Schüsse pro Geschütz und Minute abgeben.

Die Torpedoausrüstung besteht aus zwei Breitseit-Lancierapparaten.

Zum Betriebe der elektrischen Beleuchtung aller Schiffsräume mit ungefähr 380 Glühlampen und der Außenfeldbeleuchtung mit vier Bogenlichtern von je 25.000 Normalkerzen Lichtstärke in Projectoren von 60 *cm* Spiegeldurchmesser sind zwei Dynamomaschinen von je 45.000 Volt-Ampère Leistung aufgestellt. Überdies können die für den Betrieb der Hauptgeschützanlagen installierten vier Dynamomaschinen von gleicher Leistung Volt-Ampère aushilfsweise für die elektrische Beleuchtung herangezogen werden.

Das zu dem Bau dieser Schiffe gelieferte Material vertheilt sich auf verschiedene große und auch auf kleinere Etablissements beider Reichshälften; so stammen Panzerplatten und verschiedenes Stahlmaterial von Witkowitz, Stahlguss von Skoda, Stahlmaterial für den Schiffskörper von der Alpinen Montangesellschaft, von Teplitz und Kladno, Diósgyör u. s. f.

Unsere Kriegsflotte hat somit einen ansehnlichen Zuwachs erhalten, der dazu beitragen wird, die k. und k. Flagge dem Feinde stolz entgegenführen und jene Erfolge erringen zu können, die das Vaterland von seiner Wehrmacht erwartet.

A. v. K.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Liederfrühling.

Von Ambros Mayr.

Trient.

Als noch das rasche Jünglingsblut
In meinen Adern quoll und tobte
Und ich mir freien Übermuth
Und schrankenloses Wollen lobte;
Als ich von Schwung und Überschwang
Noch kaum bewusst des Unterschiedes:
Da scheute ich der Verse Zwang
Und die gebundne Form des Liedes.

Der Frühling leidet keine Noth,
Ihm fehlt es nicht an Sängerzungen,
Vom Frühschein bis zum Abendroth
Wird da gejubelt und gesungen;
Und wem nicht Uhlands Meisterschaft
Verliehen ward zur Sängerfehde,
Der horche lieber, bis er Kraft
Und Glut begriff der Dichterrede.

Doch als mein Haus gefestet stand
Und still mein Herz, das sturmbewegte,
Und treu sich eine liebe Hand
Zum Lebensbund in meine legte:
Da zog der Mai in meine Brust,
Und wie ein reicher Blütenregen
Flog himmelher in Leid und Lust
Mir manches liebe Lied entgegen!

Mädchenlieder.

Aus einem Cyklus.

Wien. Von Wilhelm Schriefer.

Der erste Gruß.

Ich war so verlassen,
Ich war so allein
Im Lärmen der Straßen,
Im Kämmerchen mein.
Wie ward mir da plötzlich
Das Leben versüßt:
Der Mann meiner Träume,
Er hat mich gegrüßt!

Wem darf ich's verkünden,
Wer mag es verstehn?
Das war wie ein Zünden,
Dann war es geschehn.
Im Herzen so herrlich
Die Liebe ersprießt:
Der Mann meiner Träume,
Er hat mich gegrüßt!

Wie bin ich vermessen,
Denk' stets ich an ihn —
Er wird mich vergessen,
Mein Glück ist dahin!
Angst, Wonne und Sehnen
Den Busen durchfließt:
Der Mann meiner Träume,
Er hat mich gegrüßt!

Die Friedensengelein.

Seit Deiner Augen Lohen
Ich sah voll Liebesschein,
Sind meiner Brust entflohen
Die Friedensengelein.

Nur leise oft an Tagen
Voll Qual und Seelenpein
Umzieh'n sie mich und klagen,
Die Friedensengelein.

Sie pochen an dem Herzen,
Die Lieb' läßt sie nicht ein,
Vertrieb mit ihren Schmerzen
Die Friedensengelein!

Mein Liebster ist gut.

Und ist auch mein Liebster gar ferne, gar fern,
Und glüht unsrer Liebe kein tröstender Stern,
So füllt meine Seele doch hoffendes Licht,
Und ich glaube den zischelnden Schlangen nicht:
Ihr raubt ihn mir nimmer,
Den glaubenden Muth,
Mein Liebster ist gut,
Mein Liebster ist gut!

Und müht Ihr Euch immer auch allerwärts,
Zu brechen ein liebendes Mädchenherz,
Zu werfen das Bild meines Glücks in den Staub,
Zu geben mich tückischem Zweifel zum Raub:
Ihr nehmt ihn mir nimmer,
Den glaubenden Muth,
Mein Liebster ist gut,
Mein Liebster ist gut!

Vergehen auch Jahre, so warte ich treu,
Einst kommt meines Lebens Frühling aufs neu,
Der Liebste kehrt wieder, der Bann ist zersprengt,
Besiegt ist die Lüge, die frech uns umdrängt,
Dann jauchze ich selig
In siegender Glut:
Mein Liebster ist gut,
Mein Liebster ist gut!

❦

Die Sternlein.

Wie leis die Sternlein zittern
Am Himmelszelt so weit:
Sie beben wohl vor der tiefen
Schwarzen Unendlichkeit!

Ach, auch um mich ist's dunkel,
Auch ich erbebe leis,
Dass ich der Zukunft Schleier
Nicht zu durchhellen weiß!

❦

Ich will's vergessen!

Ich will's vergessen, will vergessen,
Wie mich Dein Anblick einst beglückt,
Wie mich ein Traum gar unermessen
Zu einer Göttin hat verzückt,

Und will's mich auch in Qual zerpressen,
Dass ich einst glaubte Deinem Wort:
Ich will's vergessen, will vergessen,
Dass mir geraubt mein einz'ger Hort!

Und keine Thräne soll entquellen
Dem Aug', das nie Dich wiedersieht,
Kein Zorn, ob auch gerecht, soll schwellen
Das leis verglühende Gemüth!
Du hast mich böser Schmach ergeben,
Verlassend mich um jene Maid,
Die Dir an Gold ein reicher Leben,
Ein armes doch an Liebe beut!

Kein nied'rer Neid soll mich umranken,
Flieh in die Winde, süßer Wahn,
Ja segnen will ich in Gedanken
Die harte That, die Du gethan!
Und will's mich auch in Schmerz zerpressen,
So bet' ich doch im Kämmerlein:
O Gott, hilf mir mein Leid vergessen
Und sei mein Vorbild im Verzeihn!

✤

Hat je erfüllt sich Dir ein Traum?

Was soll Dein zukunftbauend Sinnen?
Was Deiner Hoffnung Freudenschaum?
Zu fragen stets musst Du beginnen:
Hat je erfüllt sich Dir ein Traum?

Wähnst Liebe Du für Dich erworben,
O, lass der Wonne nimmer Raum!
Ward Dir nicht jede Blüt' verdorben?
Hat je erfüllt sich Dir ein Traum?

Es trieb Dich stets dem Glück entgegen,
Doch eh' dass Du es fandest kaum,
Traf Dich des Unheils Nebelregen:
Hat je erfüllt sich Dir ein Traum?



Spruch.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming in Tirol.

Wie mit widrigem Ton ein Messer kritzelt im Teller,
Fährt ein gemeines Gespräch über das fühlende Herz.



Sünder.

Erzählung von Anton Gitschthaler.

Villach.

Es war im ersten Frühling. Durch die Zweige der breiten Linde am Dornhof strich der Jauck (Föhnwind) und blies die dürren Blättlein, die vom Herbst her noch im Geäst hangen geblieben, vor das stattliche Gehöfte hin. Er kam vom Süden her und zog nach Norden, um Auferstehung zu machen.

In den tiefgrünen Wäldern löste sich der Frost von den Zweigen, auf den Wiesen und Äckern sickerten unter der Schneedecke viele Bächlein hindurch, und allmählich kamen die schwarzen Erdhaufen des Maulwurfes und der Wühlmaus zum Vorschein.

Aus dem Silbergraben herüber hörte man manchmal ein schreckhaftes Brausen, dann ein Donnern, und ein eisiger Wind kam dem Jauck entgegen. Das waren Lawinen, die durch die warme Luft, die ärger denn der Sonnenschein den Schnee schmolz, droben in dem Felsgeklüfte des Hochstadls und auf den Graslehnen des Reckkopfes sich losmachten und in das Bachbett der Fleiß niederstürzten.

Die Fleiß, ein böses Wasser, wenn es lange regnete oder die Schneeschmelze in den Bergen allzu rasch vor sich gieng, trieb unterm Dornhof vorüber. Jetzt war sie klein, klar und durchsichtig, und die Kieselsteine konnte man zählen in ihrem Bette, wenn man Zeit und Lust dazu hatte. Sie rieselte dahin durch die Eisschollen und an den mächtigen Steinen vorüber, die sie seinerzeit in zorniger Vollkraft mitgebracht hatte, und sang dem alten Manne, der vor dem Hause auf einer Bank in der Sonne saß, gleich den Meisen und Spatzen das erste Frühlingslied. Ein gebückter Kranker, der sich in einen warmen Pelzrock tief eingehüllt und die Füße in warmen Filzschuhen stecken hatte, war es. Der warme Sonnenschein schien ihm wohl zu thun, und die großen grauen Augen in dem stark abgezehrten Gesichte blickten freundlicher in den Tag hinein denn sonst.

Ein junges Diandl kam auf ihn zu, das trug eine Schale Thee in der Rechten. Der Wind blies in ihren dicken lichtbraunen Zöpfen die Härlein auseinander, als wollte er sie wegblasen wie Asche vom Feuer, und sie schimmerten dabei im Sonnenschein gleich hellem Gold. Die großen dunkelblauen Augen blickten trüb und voll Sehnsucht über die Wälder hinweg bis zu den gegenüberliegenden Bergen, die ihnen jeden ferneren Ausblick verwehrten. Ein rothes Tuch, dessen beide Enden an die Lenden geheftet waren, hatte sie lose im Nacken hinunterhangen und vorne über dem Busen gekreuzt, damit die bösen Gewalten zum Herzen keinen Zutritt hätten.

An dem Hause war ober der Sonnenuhr, just von den Strahlen der mittägigen Sonne beschienen, „Bartholomäus Heckenbucher, Gasthaus zum Dornwirt" zu lesen.

Langsam, um den Inhalt der Schale nicht zu verschütten, kam das Diandl an den Alten heran. „Vater," sagte sie mit weicher Stimme, „hab' Euch einen Thee gekocht, damit's Euch leichter werden und Ihr bald gesunden sollt!"

Der Kranke blickte sie eine Weile schweigend an, dann sagte er: „Ist's Dir recht mit meinem Gesundwerden?" Das Diandl schwieg und schlug die Augen nieder. „Ich mein'," fuhr er mit matter Stimme fort, „'s wird Dir nicht viel machen, wenn ich morgen hin bin."

Ein paar Thränen zeigten sich in ihren großen Augen und flossen langsam über die bleichen Wangen herunter.

„Sei still, Liesele, 's war nicht so g'meint! Es ist schon so, ich denk' mir halt immer, Du kannst ihn noch nicht vergessen, ihn, der jetzt draußen in der Stadt in der Keichen (Kerker) sitzt, und wenn ich nimmer bin, dann heirat'st ihn."

„Vater," rief das Diandl und verschüttete einen Theil der Flüssigkeit aus der Schale, „nicht so hart reden! Ihr wisst ebensogut wie ich, dass ich Euch zugeschworen hab', dass ich ihn — und wenn mein Herz darüber brechen sollt' — nie heiraten werde, weil er das gethan. Ich hab' Euch doch nur gebeten, Ihr möget von mir nicht verlangen, dass ich den Hauserer, den Rosshandler, heiraten soll, den ich rein gar nicht mag. Jeden anderen sonst, wenn Ihr wollt, nur den nicht, weil ich ihn einmal rein gar nicht mag!"

Der Alte hustete und tastete mit beiden Händen nach den Krücken, die vor ihm neben der Bank lagen. Es war ein hohler, gebrochener Husten, der nur zu deutlich seine schwere Krankheit verrieth. Mit zitternden Händen nahm er seinem Kinde die Schale ab und trank sie aus.

Das Diandl sah mit thränenden Augen den Tauben zu, die den auf den Boden hingestreuten Weizen emsig aufpickten.

„Liesele," sagte er nach einer Weile, „ich glaub' Dir jetzt wohl! Bist eh ein braves Kind, und den Hauserer brauchst auch nicht zu heiraten, wenn Du durchaus nicht magst. Wird wohl noch ein anderer kommen, der auch so beim Geld ist wie der Hauserer."

„Wenn gar keiner käm', wär's mir am liebsten, denn ich hab' genug von allen Mannsbildern."

„Steckt Dir halt noch immer im Kopf der Baumgarten Sepp!"

„Vater, das könnt Ihr mir glauben, der Baumgarten Sepp — ob Ihr lange lebt oder nicht — wird mein Mann nie! Was er Euch angethan hat, das kann ich ihm nie vergessen, so lieb ich ihn gehabt hab'."

„Und noch immer hab'," ergänzte der Alte.

„Vater, ich bin eine Heckenbucherische, und die Heckenbucher haben immer ihr Wort gehalten — so sagt man da bei uns herum — und so werd' es auch ich halten!"

„Immer Wort gehalten —"

Der Alte bekam einen heftigen Hustenanfall.

„Kommt, geh'n wir hinein, die Luft ist doch zu rauh für Euch!" sagte das Diandl. „Ich werd' den Knecht holen, dass er mir hilft Euch hineinführen."

„Lass nur, Liesele, lass! Die Sonn' scheint so viel warm und gut. — Ich glaub' Dir jetzt wohl, was Du gesagt hast. Brauchst den Hauserer nicht zu nehmen, kannst auch einen anderen nehmen, der weniger Geld hat als er, und der Dir besser gefällt. Die Heckenbucherischen haben selbst genug. Weißt, alle Truhen sind voll, und in der Sparcasse liegt Geld, und das schöne Vieh und der große Grund — gehört alles einmal Dein. Hab' wohl Unglück g'habt mit meinen Kindern, sind so leicht gestorben," sagte er mehr zu sich selbst. „Der Franz ist mir in der Stadt beim Studieren gestorben, und das Hannele hat die auszehrende Krankheit bekommen g'rad so wie mein Weib. War immer zu viel Sorg' und Plag' bei uns! — Wie hast g'sagt früher? Die Heckenbucherischen haben immer Wort g'halten? Weißt, Diandl, das ist nicht immer so gewesen, denn beim Handel, da kommt manches vor, wo man zuerst sein Wort gibt und es dann nicht haltet. Thut man's nicht so, dann möcht' man oft nichts gewinnen."

Über die Berglehne herunter kam jetzt ein Büblein gelaufen, das hatte zerrissene Hosen und ein zerrissenes Röcklein an, aus den Schuhen schauten die nackten Zehlein hervor, und der bandlose Hut war voll Löcher. Der Knabe mochte sieben oder acht Jahre alt sein. Er hatte ein schönes Knabengesicht mit großen hellblauen Augen, das von dichtem, welligem dunkelbraunen Haar umrahmt wurde. Langsam kam er an die beiden heran und faltete die kleinen Hände vor ihnen.

„Was willst denn?" fragte ihn die Liese zuerst.

„Die Mutter lasst gar schön bitten," brachte er, am ganzen Körper zitternd, mit weinerlicher Stimme hervor.

„Was lasst denn die Mutter bitten?" fragte der Kranke.

„Die Mutter lasst gar schön bitten — der Vater hat jetzt keinen Verdienst —"

„Na, was willst denn, Hansele?" ermunterte ihn das Diandl in freundlichem Tone.

„Die Mutter," hob er mit zu Boden gerichteten Augen wieder an, „lasst gar schön bitten, wenn der Heckenbucher so gut wär' und uns bis zum Auswart (Frühling), bis der Vater wieder was verdienen kann, einen Laib Brot und ein paar Pfund turkenes Mehl (Kukuruzmehl) und ein halb Pfund Salz und um ein' Kreuzer Streichhölzer borgen thät'."

„Wird nichts geborgt!" schnaubte ihn der Alte zornig an. „Könnt' jeder kommen und borgen, und der Geschäftsmann bekäm' dann kein Geld oder könnte eine halbe Ewigkeit darauf warten. Geh nur heim und sag's Deiner Mutter!"

Der Kranke musste seine harten Worte durch einen Hustenanfall büßen.

Der Knabe wollte wieder davonlaufen, aber Liesi sagte zu ihm: „Wart', Hansele, komm mit mir, wenn Du mir Bohnen ausklauben hilfst, dann gib ich Dir ein Stücklein Brot dafür!"

Von Herzen gerne gieng er mit ihr in den Krämerladen, in dem seiner Meinung nach das Himmelreich verborgen war. Das Mädchen

nahm Mehl, Brot und Streichhölzer — von allem mehr als er verlangt hatte — und noch obendrein ein Stück Speck und machte es ihm zu einem Paket ein, gab es ihm und dazu noch eine Semmel, damit er schon unterwegs was zu essen habe.

„Wie viel Kinder seid Ihr denn," fragte sie ihn dabei.

„Fünfe," antwortete er mit freudestrahlendem Gesichte.

„Gehst Du schon in die Schul'?"

„Ich geh' schon in die Schul', aber das Mizele und das Hannele, das Ferdele und das Vizenzle, die gehen noch nicht."

„So, jetzt geh heim," sagte sie dann, „es soll Euch gut schmecken! Zahlen braucht's die Mutter nicht. Vielleicht kann sie und auch Du ein paar Vaterunser für uns beten. — Gehst durch die hintere Thür, damit Dich der Vater nicht sieht!"

Der Kleine lief glückselig, das Päcklein auf der rechten Schulter tragend, die Semmel in der linken Hand hoch emporhaltend, zur rückwärtigen Thüre hinaus, durch den Wald neben dem Fleißbache den Berg aufwärts.

Das Mädchen gieng wieder zur vorderen Hausthüre hinaus. Der Sonnenflimmer, der auf den Bergen und Wäldern lag, schien sich ihrem Herzen mitgetheilt zu haben – es war ihr viel leichter zumuthe als zuvor.

Droben in der ultramarinblauen Luft segelten graue Wolken dahin, sammelten sich hinter den goldig schimmernden Zinken des Hochstadls, waren ihre eigenen Baumeister an einem Regengebäude, das dem Winter den Garaus machen sollte. Und über die Wälder und über die weißen Fluren breitete sich mählich ein durchsichtiger feuchter Hauch, der wie feiner Sonnenschleier zu den Höhen aufstieg, mit dem Winde sich fortbewegend zu den Wolken hin.

„Liesele," rief der Alte dem Diandl zu, das nun auf dem Lärchentische unter der Linde weißes Linnen ausgebreitet hatte, um es zu ordnen, „komm noch einmal her!"

„Was wollt Ihr denn, Vater?"

„Wollt' Dich nur fragen, ob Du nie was vom schwarzen Vizenz, dem Kohlhütter, dem Holzknecht, hörst, der noch voriges Jahr drüben in der Kohlhütten im Silbergraben mit seinem Weib und seinen Kindern war."

„Brauchst leicht einen Holzknecht, dann schick' ich um ihn."

„Nein. Ist er wieder da?"

Der Alte stützte sich auf seine Krücken und richtete sich halb auf.

„Ihr wisst ja wohl, Vater, dass er im Spätsommer und Herbst voriges Jahr bei den Holzknechten im Baumgarten gearbeitet hat. Das war ja sein Büblein, das zuvor bei uns war. Ist ein wahres Kreuz und Leid! Sind fünf Kinder und ein schwaches Weib, und er hat keinen Verdienst. Wird einmal ein rechtes Bettelvolk für die G'meind' werden."

„Das war sein Bub'!" sagte der Alte und wurde roth über das ganze Gesicht bis unter das graue Haar hinauf. „Richtig war das sein Bub'?"

„Ja," wiederholte das Diandl.

„Ei, warum hast mir denn das nicht gesagt? Wenn ich gewusst hätt', dass das dem schwarzen Vizenz sein Bub' ist, hätt' ich ihm die paar Sachen schon geborgt. Immer einmal etwas Gutes thun, schadet nicht, denn man kann nicht wissen, wann man abberufen wird. — Warum hast mir denn nicht gesagt, dass es dem Kohlhütter sein Bub' ist?" fragte er nochmals mit merklichem Vorwurf in der Stimme. „Oder ist er am End' noch da? Dann gib ihm nur!"

„Er ist schon fort," entgegnete sie lächelnd, „aber ich hab' ihm die Sachen gegeben und noch mehr, als er verlangte, weil mich die Leut' erbarmen."

„Recht hast g'habt, Liesele, recht!" sagte er merklich erleichtert. „Immer einmal einem Bettler was geben, schadet nicht, man kann nicht wissen, wann man vor dem allmächtigen Richter steht." Er versuchte sich auf den Krücken aufzurichten. „Wird mir zu heiß in der Sonn', Liesele," sagte er, „und in der Brust da drinnen fangt's an zu brennen, fangt's aber schon mörderisch zu brennen an!"

Das Diandl lief ins Haus und rief einen Knecht, dass er ihr den Vater hineinführen helfe. Der Ochsenhalter, der Urban, ein kleiner alter weißhaariger Mann, kam mit ihr wieder heraus. Er hatte ein gutmüthiges Gesicht mit einem weißen struppigen Schnurrbart.

„Hat mich gut getroffen der Sepp," sagte der Kranke, als sie ihn aufhoben, „hat mich gut getroffen mit seinem Messer. Ein bissl tiefer, dann wär's gleich ganz aus gewesen. — Hätt' mir nicht gedacht, dass er, weil ich ihm am Vormittag gesagt, dass meine Tochter kein anderer als der Hauserer zum Weib bekommt, mich gleich am selben Abend stechen wird. Wenn er mich wenigstens gleich gestochen hätt'! Aber so abpassen, bis ich bei stockfinsterer Nacht aus der Stadt heimkomm', und mich da unter meinem Haus stechen, das ist schuftig! — Wenn's ihm geglückt wär', wenn der Anderle und der Flore nicht gleich auf meinen Schrei herzugelaufen wären, dann thät' er heut' vielleicht lachen."

„Gott sei Dank," sagte das Mädchen, „unser lieber Herrgott lasst halt doch meist ein Unrecht nicht zu!"

„Na," meinte der Knecht, „heut' bekommt er sein Sachl drin in der Stadt. Bin schon begierig darauf, wie's ausg'fallen ist! Leicht kommen sie bald, der Anderle und der Flore, dann werden wir wohl erfahren, was er bekommen hat."

Sie legten den Kranken ins Bett, und Liesi sagte vor der Stube zum Knecht, damit es der Vater nicht höre: „Urban, spann' ein und fahr um den Doctor, ich mein', um den Vater steht's schlecht!"

„Ich glaub' auch so," sagte dieser und gieng, um den Auftrag auszuführen.

Während Liesi eine Magd zum Kranken hineinschickte, begab sie sich selbst wieder zu ihrer Arbeit unter der Linde.

„Wenn der Jauck so fortblast, dann haben wir bald keinen Winter mehr, und wenn der Vater so fortmacht, stirbt er mit dem ausbrechenden Laub oder noch früher," dachte sie bei sich. „Und durch ihn!" rief

sie fast laut und verbarg schluchzend das Köpfchen in der Schürze. Sie weinte, wie sie schon oft und oft den Winter geweint hatte, sie weinte, dass sie am ganzen Körper bebte. Das war ein Weinen, wie es nur eine tiefe Liebe hervorbringt, eine Liebe, die selbst durch das Verbrechen nicht zerstört werden kann.

Eine weiße Taube flog mit vollem Flügelschlag durch die Lüfte daher und ließ sich auf dem Tische neben ihrer Herrin nieder. Die kleine Seglerin zitterte am ganzen Leibe, denn droben im Blauen zog ein Habicht seine Kreise und äugte scharf auf sie herab. Es war für sie ein Fliegen auf Leben und Tod gewesen, und nur mit Mühe war sie dem Verfolger entkommen.

Liesi blickte auf, und das Thier flatterte vom Tische vor ihre Füße hin. Dann kam eine Biene, die umschwirrte den Lindenbaum. Sie hatte ihr Volk vorzeitig verlassen, um zu erforschen, ob die Erde noch keinen Honig gab. Aber sie fand nichts als warmen Sonnenschein, thauendes Eis und thauenden Schnee. Hinauf in die Krone des mächtigen Baumes flog sie und setzte sich auf einem Zweiglein fest, mit den kleinen Insectenaugen die Welt um sich überblickend. Dann surrte sie wieder weiter, und ihr Gesumme klang wie das Lied einer Getäuschten.

Drüben unterm Fenster der Krankenstube lag der zottige große graue Hofhund. Er spielte gemüthlich mit der schwarzen Hauskatze. Sie wälzten sich wie zwei gute Kameraden auf der trockenen Erde herum.

Im Hohlweg, der zum Gehöfte heraufführte, wurde jetzt ein Gefährte sichtbar. Auf ihm saßen zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, und zwei Weiber, ein jüngeres und ein älteres. Der starke Rothfuchs zog den Wagen langsam den steinigen Weg herauf und blieb schnaufend vor der Hofthüre stehen.

Liesi wollte den Herankommenden entgegengehen, aber sie konnte die Füße nicht vom Platze rühren und sank mit hochklopfendem Herzen auf die Bank unter der Linde hin. Sie war noch bleicher geworden als zuvor und starrte mit trockenen rothen Augen die Dienstleute an, die soeben aus der Stadt vom Gerichte gekommen waren.

Die ältere Magd, ein rundes, dralles Weiblein, kam, gleich nachdem sie vom Wagen auf den Boden gestiegen war, auf Liesi zugelaufen und schrie ihr schon von weitem entgegen: „Der hat seinen Theil!"

Dann kamen auch die drei anderen, und jedes sagte: „Der hat seinen Theil!"

Liesi wollte etwas fragen, aber sie brachte kein Wort hervor und zitterte am ganzen Körper, als hörte sie soeben erst von dem großen Unglück, das sie und ihren Vater so schwer getroffen hatte. Flore, ein junger Knecht mit einem rothen runden Gesichte, das ein lichtblonder Vollbart gleich einem Heiligenschein umrahmte, Runp (Ruprecht), der alte Hausknecht mit dichten grauen Haaren, das alte Mizele und das junge Hannele, sie alle tanzten vor ihren Augen herum, und es war ihr, als wollten sie sich auf sie stürzen, um sie zu erwürgen.

„Gelaugnet hat er," fieng das Mizele nach einer Weile an, „als wenn der Teufel selber aus ihm reden thät'; geschworen hat er bei

seiner Seel' und Seligkeit, dass er es nicht gethan hätt', und wenn der Flore nicht beim allmächtigen Herrgott die Finger aufgehoben und geschworen hätt', dass er ihn mit dem Messer in der Hand da drunten im Graben neben dem Vater erwischt hätt', sie hätten ihn am End' noch freigelassen."

„Ja, und zuletzt," sagte die junge Magd, „wo's klar und deutlich war, dass er es gethan hat, wo die Verschworenen bereits gar alle Ja gesagt haben, da ist er noch aufgesprungen, hat das Crucifix vom Tisch herunterg'rissen und vor die Herren hing'worfen und hat geschrien: ‚Es gibt keinen Herrgott nicht, sonst könnt' ich da nicht unschuldig verurtheilt werden!'"

„Gott sei ihm gnädig," sagte die alte Magd und bekreuzte sich, „ich glaub', für den hat der Teufel auch schon sein Platzl ausg'sucht!"

„Ein Platzl hat er schon für ihn, der Schwarze," meinte der alte Hausknecht, „aber das thut mich frei wundern, dass er ihm jetzt nicht besser g'holfen hat. Jetzt hat er seine zehn Jahrlan am Buckel. Das braucht schon eine Weil', bis er die abgedient hat."

„Hätt' nicht so viel kriegt," redete der Flore dazwischen, „wenn er nicht so hartnäckig g'laugnet und noch obendrein den Herrgott vor allen Leuten verlästert hätt'."

„Man möcht' nicht glauben," sagte die alte Magd wieder, „wie der Mensch verderbt ist! Kein vor gar keiner Sünd' zurückschrecken und noch den leibhaftigen Herrgott am Kreuz auf den Boden werfen, das ist ja gar zum Erschrecken."

„G'sagt hat er," meinte der Flore, „er habe es nicht gethan, es sei ein anderer g'wesen, und er habe nur wollen dem alten Heckenbucher, weil er da beim Haus vorübergegangen sei, auf seinen Schrei zuhilf' kommen und sei unglücklicherweis' schneller bei ihm gewesen wie wir."

Liesi hörte alles ruhig an, sie war weiß geworden im Gesicht fast wie die Hauswand und vermochte kein Glied zu rühren und kein Wort zu sprechen, so gerne sie es gethan hätte, um ihren Dienstleuten nicht den Seelenkampf zu verrathen, der in ihr wüthete. Ihre Hände bebten, dass sie die Leinwand kaum zu halten vermochte, aber ihre Augen blieben diesmal trocken, fast als hätte sie sich bereits ausgeweint, und starr ruhte ihr Blick bald auf dem einen, bald auf dem anderen der Sprecher.

„Genug," brachte sie endlich mit zitternder Stimme hervor, „geht hinein, die Kucheldirn' wird Euch das Essen geben! — Ich dank' Euch schön für die Aufrichtigkeit, die Ihr beim Gericht der Gerechtigkeit zulieb gehabt habt. Jetzt aber geht hinein, Ihr müsst schon recht hungrig sein!"

„Ist nicht so arg," erwiderte die alte Magd, „wir haben wohl toll Zehrung mitg'habt, und der Tag, den wir in der Stadt waren, der wird uns auch vom Gericht aus ersetzt werden."

Die Dienstleute giengen, nachdem sie noch einiges über das Gericht und seine Merkwürdigkeiten, über die hohen Gerichtsherren und die Gen-

darmen mit den finsteren Gesichtern erzählt hatten, ins Haus hinein, um auch den anderen Hausgenossen ihre Erlebnisse mitzutheilen.

Nachdem alle fort waren, vermochte es Liesi nicht mehr, ruhig auf der Bank sitzen zu bleiben. Mit krampfhaft geballten Fäusten gieng sie hinunter zur Fleiß.

Lange starrte sie in die Fluten, die da an ihr vorüberkamen. Es war derselbe Bach, der auf der Alpe droben als frischer Quell ans Sonnenlicht hervorsprudelte, just dorten, wo im Sommer die schönsten Blumen beieinander waren wie in einem wundersamen Zaubergarten; just dort, wo der Enzian blühte und das lichtblaue Bergvergissmeinnicht, die duftenden Kohlröslein, die braunen und die rothen Alpenrosen; just dort, wo er einmal mit ihr gegangen und das böse Wetter, vor dem sie sich so gefürchtet hatte, gekommen war.

„Dass der Mensch aber gar so schlecht sein kann!" hätte sie gerne sagen mögen wie die anderen, aber sie vermochte es nicht, sie vermochte jetzt nichts als die Thränen mit aller Gewalt zurückzudrängen.

Weiter oben, wo der Wald anhob und der Bach unter den grünen Fichtenzweigen dahineilte, dort hieng an einem hohen Lärchenstamme ein Muttergottesbild. Es war schon lange dort oben, das Bild, halb von den jungtreibenden Zweigen versteckt und von grauen Baumflechten übersponnen, und das Jesukindlein mit seiner Gnadenmutter hatte durch Schnee und Regen schon viel an Farbe verloren. Von Liesis Großvater war es einmal hinaufgethan worden auf den Baum, damit das Haus vor allem Ungemach und Unwetter, vor Hagelschlag und vor Seelenleid seiner Bewohner bewahrt bleibe.

Das Diandl kniete auf den vor dem Bilde angebrachten Schemel hin, um zu beten, aber jetzt kamen die mühsam zurückgehaltenen Thränen gewaltsam hervor, und ihr Gebet wurde ein trostloses, von tiefem Weh erfülltes Weinen. Das Sonnenlicht flutete durch die Zweige des Waldes an dem Bilde hernieder, beleuchtete die kniende Gestalt und umgab ihr Haar mit goldigem Schimmer.

(Schluss folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.